

Abonnements-Bedingungen:
Abonnementspreis für den Abonnenten:
Vierteljährlich 2,50 M., monatlich 1,10 M.,
wöchentlich 25 Pf., frei ins Haus.

Vorwärts

Die Inertions-Gebühr
Belegt für die sechsgehaltene Kolonelle
oder deren Raum 50 Pf., für
politische und gesellschaftliche Artikel-
und Besprechungs-Anzeigen 30 Pf.,
„Kleine Anzeigen“, das festgedruckte
Wort 20 Pf., (zulässig 2 festgedruckte
Worte), jedes weitere Wort 10 Pf.,
Stellenangebote und Schirmel-Anzeigen
das erste Wort 10 Pf., jedes
weitere Wort 5 Pf., Worte über 15 Buch-
staben zählen für zwei Worte. Anzeigen
für die nächste Nummer müssen bis
5 Uhr nachmittags in der Expedition
abgegeben werden. Die Expedition ist
bis 7 Uhr abends geöffnet.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 1983.

Montag, den 5. Januar 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 1984.

Von Hinkeldey bis Jagow.

Heute hat das Straßburger Divisionsgericht über den
Oberst v. Reuter zu befinden, der wider Recht und Ge-
setz Zoberner Bürger in den Pandurenkeller sperren
ließ. Die ganze Meute der Junker liegt schon auf der Lauer,
um mit wütendem Gelllärm loszufahren, wenn es den militä-
rischen Richtern etwa beikommen sollte, die Rücksicht auf Recht
und Gesetz höher zu stellen als die auf den allgewaltigen
Militarismus. Aber auch von dieser Verhandlung und ihren
Folgen abgesehen, werden die politischen Kämpfe, die durch
den Zoberner Fall entfeuert sind, im neuen Jahre mit un-
verminderter Heftigkeit weitergehen, denn ehe nicht einer
von den beiden Streitern, die hüten für die Verfassung, drüben
für die Willkür kämpfen, erledigt auf dem Rücken liegt, wird
und kann nimmer Ruhe herrschen.

Die liberalen Hilsgaloschennänner allerdings, die stets
die Welt durch die rosige Brille ihres fünfzigpfennig-Opti-
mismus angeschaut haben, merken nichts von dem tiefsten
Wesen dieses Kampfes und sind doch erstaunt, daß Junker und
Offiziere sich so kaltblütig auf den Boden der Gefeklosigkeit
stellen und, soweit nur ihre Klassen- und Rassenherrschaft un-
angefastet bleibt, den Rest der Welt gemütsruhig zugrunde
gehen lassen. Diese liberale Verwunderung ist deshalb un-
historisch, weil die übermütige Gefekverachtung seit je und
je im Herzen der preussischen Junker sah, weil sie stets und
stets auf die Verfassung gepiffen haben und weil die neuere
Geschichte keine zynischeren Anarchisten kennt als die ufer-
märkischen Ritter und hinterkommerschen Branden.

Die heute Herrn v. Heydebrand Gefolgshaft leisten,
in Herrn v. Falkenhayn den „starken Mann“ von morgen
grüßen und Herrn v. Jagow begeistert jubeln, sind im
Grunde ihrer Seele von derselben Sinnesart wie die Stegreif-
junker, die ihrem Landesherren an die Lüre schrieben:

„Jochimle, Jochimle, hüte Di!
Jungen wi Di, so hangen wi Di!“

wie die adeligen Gelden von Jena und Auerstädt, die in
ihren Kasinos schworen, sie wollten lieber noch ein zweites
1806 erleben als die Steinsche Bauernbefreiung auf sich
nehmen, und endlich wie die „Kreuzzeitungs“-Feudalen in
der trostlosen Reaktionszeit nach 1849, die mit so unbe-
kümmerter Forche über Recht, Gesetz und Verfassung hinweg-
setzten wie über einen Graben bei der Fuchsjagd. Weil jene
fünfzigjährige Jahre des neunzehnten Jahrhunderts von Gefek-
widrigkeiten frohsten, liegt der Vergleich mit unseren Tagen
so nahe und ist auch um dessentwillen nicht so uninteressant,
weil die Herren von und zu damals noch ungefechter in der
Oeffentlichkeit aussprachen, was sie heute nur unter sich sagen
mögen. Als damals, im Jahre 1856, der preussischen Kammer
ein Gesetz über die polizeilichen Rechte der ritterlichen Guts-
herren vorlag, das, wie eigentlich selbstverständlich, diese Guts-
herren bei Ueberschreitung ihrer Rechte durch Verbrechen und Vergehen dem
allgemeinen Strafgesetzbuch unterwarf, sprang bei der Beratung
der betreffenden Paragraphen empört der Graf Pfeil auf und
erzählte Schmirren aus seiner Polizeipraxis als Guts-
herr:

„Nun, meine Herren, um die Gefek der §§ 12, 13 und 14
zu beurteilen, habe ich, wie ich glaube, ein praktisches Mittel an-
genommen. Ich habe nämlich diese Paragraphen an meine eigene
Polizeiverwaltung gelegt, und da finde ich denn, meine Herren,
daß ich vielfach dagegen verstoßen, und daß ich mich den schwersten
Strafen ausgesetzt haben würde. Ich habe unter anderem ein-
mal, um einen sehr gefährlichen Aufstand zu unterdrücken,
einen Menschen, von dessen juridischer Unschuld
ich überzeugt war, schließen und fünf Tage ein-
sperren lassen. (Heiterkeit auf der rechten und große
Bewegung auf der linken Seite, mehrstimmiger Ruf: Hört! Hört!)
Ich muß betonen, daß ich in einem anderen Falle, wo ich allein
10 000 Weibern gegenüberstand und die in Peterswalbau be-
drohten Fabrikanten schützte, als ich bei dieser Gelegenheit von
einem Einwohner meiner Wäuter bedroht und öffentlich insultiert
wurde, daß ich diesen Menschen des Rechts verstoßen ließ und
verurteilte — weil ich Richter in meiner eigenen Sache
war — zu acht Tagen Arrest. (Stimmen links: Hört! Hört!)
Ich habe ferner im vergangenen Jahre erst das Verbrechen be-
gangen, einen Deutschen, der mir von einem toten Pferde —
verzeihen Sie mir den jagdwäutischen Ausdruck —, das ich auf
die Füchse als Luder geschlagen hatte, Fleisch abzuschneiden und
es zu verzehren — wir hatten eine große Hungernot in der
Gegend — meine Herren! Ich lese im ersten Absatz des § 12,
daß mich dafür mehrjährige Zuchthausstrafe
getroffen hätte. (Stimmen links: Was ist denn nun dem ge-
schehen?) Ich gehe noch weiter. Ich habe vor einer Reihe von
Jahren einem jungen Burfchen, der mehrere Einbrüche und Fäl-
schungen bei mir selbst begangen hatte, 30 Diebe aufzählen
lassen. (Heiterkeit rechts, Bewegung links. Stimmen: Hört!
Hört!) Meine Herren! Es würde mich Ihr Gesetz dafür
ebenfalls mit Zuchthausstrafe belegt haben. (Ganz recht! Ganz recht! links.) Aber unsere Gewalt ist nicht
an diese Gesetze gebunden. . . .“

Muß ihnen nicht das Herz im Leibe lachen, den Reuter,
den Falkenhayn, den Jagow, wenn sie hier frisch von
der Leber weg verkländet hören und praktisch ausgeübt sehen,
was auch ihnen als ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, am
Herzen liegt: die Möglichkeit, Unschuldige tagelang in irgend-
einen „Pandurenkeller“ zu sperren, Bürger auszupeitschen
und vierundzwanzigmal am Tage auf das Gefek zu peifen.
Sie handeln auch heute noch nach den Grundsätzen des
Grafen Pfeil von 1856, die Herren Junker, aber im
Parlament lassen sie 1913 dem Gehege ihrer Zähne nicht mehr
entfahren als Graf Westarps Ausruf: „Himmel-
donnerwetter! Als ich noch Landrat war. . .!“

Auch damals erhoben sich schon Konflikte zwischen
Militär- und Zivilgewalt, denn mochte das Ministerium
Mantuffel auch ultrareaktionär bis auf die Knochen
sein, sein Ziel war doch die Autorität der Bureaufkratie und
nicht die Anarchie des Junkertums. Vor allem war der
Polizeipräsident von Berlin, Herr von Hinkeldey, den
Junkern ein Dorn im Auge, denn dieser Vorgänger des Herrn
v. Jagow huldigte der altväterlichen Ansicht, daß Staats-
gewalt und Gesetzesvorschrift auch von Junkern und Offi-
zieren beachtet werden müßten, während er selber im übrigen
der Willkür seiner Polizeiorgane freien Lauf ließ. Schon
mehrfach war Hinkeldey mit Junkern in Uniform und
ohne Uniform, deren Ungefeklichkeiten er entgegentrat, hart
zusammengeraten, und die feudalen Offiziere des Gardekorps
brüskierten ihn schon auf Schritt und Tritt, als sein Ein-
schreiten gegen einen hocharistokratischen Spielklub dem Jah-
den Boden ausschlug. Die Junker zettelten eine Verschwörung
an und beschloßen, den Unbequemten durch Mord aus dem
Wege zu räumen. Der Anstifter war ein v. Heydebrand,
und ein v. Kochow — o Preußen, keine besten Namen! —
war der Ausführer. Dieser zwang Hinkeldey zu einem
Zweikampf, der auf einen planmäßigen und vorbedachten
Mord hinauslief, denn während der Polizeipräsident im
höchsten Maße kurzschichtig und ein schlechter Schütze war, schoß
v. Kochow, wie man zu sagen pflegt, das As aus einer
Stärke heraus, und zum Ueberflus hatten die Verschworenen
unter sich ausgemacht, daß, führe das erste Duell nicht zu dem
erwünschten Ziele, ein zweiter Junker Hinkeldey vor die
Pistole bringen sollte und bei erneutem Mißerfolg ein dritter
und so fort. Aber schon der erste machte ganze Arbeit. Am
11. März 1856 nämlich erlag der Polizeipräsident der Angel
v. Kochows, dem dieser falblütige Mord in seiner Lauf-
bahn weiter nicht geschadet hat: er brachte es bis zum Prä-
sidenten des Herrenhauses!

Die Gardesjunker aber jubelten, daß mit der Ab-
schichtung Hinkeldeys Junkertum und Militärgewalt
einen Triumph ersten Ranges über die Zivilgewalt davon-
getragen hatten, und ungezügelter noch tobte sich ihre Anarchie
aus als vordem. Vier Wochen nach dem Tode des Polizei-
präsidenten vermerkte Leopold v. Gerlach, der General-
adjutant und politische Beichtvater Friedrich Wil-
helms IV., befriedigt in seinem Tagebuch:

„Die Selbsthilfe nimmt überhand. Der Adel und
die Offiziere haben sich ihre Stellung errungen. Die Schu-
leute zittern vor den Offizieren und haben nicht den Mut, sich
in einen Skandal zu mischen, wo diese dabei sind.“

So ging es vor bald zwei Menschenaltern im Lande
Preußen zu!
Und heute?

Der einzige Unterschied gegen früher ist der, daß heute,
wie die Veröffentlichung der Polizeinstruktion in der „Rein-
ischen Zeitung“ dargetan hat, die Schulleute von vornherein
angewiesen werden, vor der Offiziersuniform zu zittern und
selbst das Freiwild der Straße, Kontrollbirnen, bei Vergehen
unbehelligt zu lassen, wenn der Glanz der Epauletten auf sie
fällt. Und der zweite Unterschied ist der, daß heute der
Polizeipräsident von Berlin nicht mehr vor der Angel der
anarchistisch gemühten Junker zu zittern braucht, sondern ihres
tozenden Beifalles sicher sein kann, wenn er „Rechtsbelä-
stigungen“ an Kriegsgerichte austellt.

Welch ein Fortschritt von Hinkeldey bis
Jagow!

Konservative Heuchelei.

Die konservativ-antidemokratische Presse läßt sich keine Gelegen-
heit entgehen, die Verfehlungen ungetreuer Gewerkschafts- oder
Parteikassierer sorgfältig zu registrieren und höhnische Bemerkun-
gen daran zu knüpfen. In diesem Bestreben, den politischen Gegner
moralisch zu diskreditieren, haben sich von jeher die „Kreuzzeitung“
und die „Staatsbürgerzeitung“ besonders hervorgetan. Und doch
haben gerade diese beiden Blätter am allerwenigsten Ursache, sich
über andere fitilisch zu entrüsten. Sie mögen vor ihrer Tür fegen
und den Schmutz beseitigen, der dort schon seit langem die Luft
verpestet.

Die Taten des „Kreuzzeitungs“-Gewaltigen Freiherrn von
Sammerstein sind noch nicht der Erinnerung der Zeitgenossen
entschwunden, seine Betrügereien und Unterschlagungen noch un-
vergessen; und schon wieder macht eine „Affäre“ von sich reden und
bildet das Tagesgespräch in intimen konservativen Parteitreffen,
die lebhaft an den Fall Sammerstein erinnern.

Vor etwa Jahresfrist ließ bei der Staatsanwaltschaft eine
Strafanzeige ein gegen den Generalkassierer Bruno Schroeter,
Geschäftsführer der „Kreuzzeitung“ und Chef des Hauptver-
eins der deutsch-konservativen Partei, worin diesem
Unregelmäßigkeiten in der Kassensführung vorgeworfen werden. Ob
die Untersuchung noch schwebt oder das Verfahren eingestellt werden
mußte, weil der Denunziant und Hauptzeuge plötzlich verstarb, ist
nicht bekannt geworden. Ein anderer ehemaliger Angestellter des
Hauptvereins, der Redakteur Ludwig Kühn, gab im Frühjahr
1913 eine eidesstattliche Versicherung ab, daß der Generalkassierer
Schroeter in der vorletzten Jahresrechnung die Ausgaben um 20 000
Mark höher angegeben habe, als sie tatsächlich erfolgt seien und
daß er auf die Gehälter einiger seiner Angestellten 100 Proz. aus-
schlage und den Mehrbeitrag für sich behalte. Der Herr General-
kassierer erwehete sich des unbequemen Anklagers dadurch, daß er
ihn mit verhältnismäßig hohen Summen den Mund stopfte und
ihn wieder in der Redaktion des Hauptvereins
beschäftigte.

Das recht eigenartige Verhalten Schroeters dem Kühn gegen-
über, den er aus seiner Stellung entlassen hatte, weil er als ver-
heirateter Mann mit einer Mitangestellten, einer Schreibmaschi-
nistin, ein Liebesverhältnis unterhalten haben sollte und wegen
Trunkenheit seinen Dienst vernachlässigte, hat in dem Zeitungs-
palast der Fernburger Straße viel böses Blut gemacht, zumal da im
Hinblick auf den Charakter des Kühn allgemein angenommen wird,
daß dessen Angriffe nur ein Erpressungsmandat darstellten. Die
Herren wagen aber nicht, gegen den Generalgewaltigen zu mutzen,
der bei v. Heydebrand einen Stein im Breite hat und der vor noch
nicht langer Zeit sechs alten Redakteuren der „Kreuzzeitung“
gleichzeitig kündigte, weil sie es gewagt hätten, sich bei der Partei-
leitung über ihn zu beschweren.

Welche Zustände in der so „bernehmen“ „Kreuzzeitung“
unter Schroeters Regierung herrschen, beleuchtet recht grell die
Frage, die Hauptmann a. D. W. Scheiberl in dem Blatte
„Konservativer Dienst“ aufwirft: . . . Wie es möglich ist, daß
von der „Kreuzzeitung“ immer noch (sogar auf Vertretungen) ein
Herr auftreten kann, auf dessen Verlehn aus Gründen persönlicher
Reinlichkeit seine rechtsstehenden Kollegen schon lange verzichtet
haben.“

Nun zur „Staatsbürgerzeitung“.
In der Expedition dieses Blattes war im Januar v. J., nach
dem Abgange des Kassierers, dem bisherigen Adressenschreiber des
Kassentwefens und die Buchführung übertragen worden. Der junge
Mann hatte von beiden Geschäften keinen klaren Schimmer. Er
suchte z. B. die Ausgaben auf der Debetseite und die Einnahmen
auf der Kreditseite; doch verstand er es, in den sechs Monaten
seiner Tätigkeit die Kasse um einen ansehnlichen Betrag zu er-
leichtern. Vor Gericht suchte er sein Vergehen mit der Erklärung
zu beschönigen: Andere Angestellte der Zeitung hätten sich auch
mehr aus der Kasse genommen, als ihnen zuzustand; deshalb habe
er sich auch für berechtigt gehalten, nach Belieben zuzugreifen. Die
Richter wollten diese Entschuldigung jedoch nicht gelten lassen und
verurteilten ihn zu drei Monaten Gefängnis.

Die Kassendefekte erregten selbstverständlich Entrüstung unter
dem Personal, und besonders der Chefredakteur und Geschäfts-
führer des Verlages, Johann Hermann Wille, war von der Un-
redlichkeit und dem groben Vertrauensbruche aufs tiefste empört.
Um Unterschlagungen der Angestellten in Zukunft unmöglich zu
machen, übernahm er jetzt selbst die Kassen- und Buchführung, und
von diesem Tage an kamen Unterschlagungen auch nicht mehr vor.
Als aber der Herr Chefredakteur Wille nach 4 1/2 Monaten seine
erprobliche Tätigkeit ungewollt aufgeben mußte, ergab sich in
der von ihm so gewissenhaft geführten Kasse ein Konto von rund
10 000 Mark (die genaue Summe kann mit Rücksicht auf die un-
ordentliche Buchführung nicht festgesetzt werden; z. B. solten
50 000 M., um welche das Stammkapital der Gesellschaft erhöht
worden ist, die am 28. März 1913 bar eingezahlt wurden, in den
Büchern gar nicht vorhanden sein). Die 10 000 M. — es können
auch mehr sein — hat Wille jedoch nicht etwa unterschlagen, be-
wahret! Er hat sie nur als „Darlehn auf Gehalt“, als
„Vorschuß“ usw. nach und nach entnommen und nur unterlassen,
dazu die Genehmigung der Geschäftsführer der Deutschen Bürger-
kassende, in deren Verlage die „Staatsbürgerzeitung“ bis zum
30. September v. J. erschien, vorher einzuholen.

Was sonst noch an Geschäftsvermögen auf der Bank vorhanden
war, ließ der Chefredakteur und Geschäftsführer an einen be-
freundeten Rechtsanwalt aus, und zwar unter der Flagge: „Depot
Dr. K. (Freie Vermögensverwaltung) 6000 M.“, „Dr. K. 1000 M.“.
Außerdem übernahm Wille namens der Deutschen Bürgerkassende
G. m. b. H. („Staatsbürgerzeitung“) eine Bürgschaft bei der Bank
für die Wechselverbindlichkeiten des Rechtsanwalts Dr. K. in Höhe

von 5000 M. Als die Akte nicht eingelöst wurden, beschlagnahmte die Bank den Rest des bis auf 4257 M. zusammengesammelten Gesellschaftsvermögens und blieb Gläubigerin in Höhe von 743 M.

Die Staatsanwaltschaft ist jetzt damit beschäftigt, die Geschäftsführung des ehemaligen Chefredakteurs der „Staatsbürger-Zeitung“ nachzuprüfen.

Und solche edlen Vertreter der konservativen Moral und Herrschaftsansprüche getern über die Zunahme der Unfruchtbarkeit und preisen mit frommen Augen aufschlag als Gegenmittel die strenge Selbstzucht, das Festhalten am Idealismus der Väter (vielleicht am Idealismus der Strauchritter?), den Sieg über sich selbst usw. Flora sah, die Geliebte des früheren „Arbeitszeitungs“ gewaltigen, des Freiherren von Hammerstein, bewies ein unerwartetes psychologisches Beobachtungsvermögen, als sie ihrem Gatten erklärte: „Komödianten seid Ihr doch alle!“

Liberaler und Verfassung.

Von dem König Anton von Sachsen erzählt man sich, er habe, als ihm im Juni 1890 mitgeteilt wurde, daß die Franzosen den letzten Bourbonen Karl X. abgesetzt hätten, in höchstem Erstaunen ausgerufen: „So, derjenige sie denn das?“ In diese Anekdote werden wir aufs lebhafteste erinnert durch die Art und Weise, wie die Liberalen gegenwärtig das Problem der Einführung des parlamentarischen Systems behandeln. Sie nehmen die Reichsverfassung vor und stellen fest, daß in ihr kein Paragraph vorhanden sei, der dem Parlament ein Mitbestimmungsrecht bei der Ernennung und Entlassung von Ministern gewähre. Da ihnen die Energie zum Wollen fehlt, erklären sie, nicht zu dürfen und verzichten sich dabei hinter das geschriebene Wort.

So haben sich auch die preussischen Liberalen im Anfang der vier Jahre auf die Verfassungsurkunde berufen. Als die Regierung Wien machte, sich über den Willen der Volksvertretung hinwegzusetzen, hielten die Fortschrittler jener Tage schöne und ergreifende Reden über den „Rechtsboden“, auf dem sie ständen, und vergeblich versuchte ihnen Lassalle einen Begriff von dem wirklichen Wesen einer Verfassung beizubringen. Sie verstanden nicht und wollten nicht verstehen, daß die wirkliche Verfassung eines Landes nur in den realen tatsächlichen Machtverhältnissen existiert.

Lassalle würde heute ebenso ein Prediger in der Wüste bleiben wie vor einem halben Jahrhundert. Ja, wenn man die Gebürungen, die heute gepflogen werden, mit den damaligen vergleicht, so stehen die alten Fortschrittler immer noch besser da, als die gemäßigten wie die entschiedenen Liberalen unserer Tage. Vertiefen sich jene auf die Verfassungsurkunde, um einen Angriff der Regierung abzuwehren, so zittern diese sie, um die Regierung gegen einen Vorstoß des Parlaments zu schützen. In den vier Jahren glaubte man, daß sich aus Paragraphen ein Schild für die Volksvertretung machen läßt; das war töricht. Aber verdammungswürdig ist es, die Paragraphen zu benutzen, um der Volksvertretung Fesseln anzulegen.

Der Umstand, daß in der Zwischenzeit auf der Linken eine Partei entstanden ist, die Lassalles Lehren in sich aufgenommen hat und nicht den Wortlaut einer Verfassungsurkunde wie einen Fetisch anbetet, sondern ihre Macht benutzen will, um den politischen Einfluß des Volkes und seiner Vertretung zu vergrößern, hat also den Willen, zu herrschen, bei den liberalen Bürgertum nicht zu stärken vermocht. Er muß ihm im Gegenteil sogar einen Vorwand für seinen Mangel an Tapferkeit bieten. Bedenke es dazu noch eines Beweises, so hätte ihn gerade jetzt die „Voss'sche Zeitung“ erbracht. In einem Neujahrsartikel der „Leipziger Volkszeitung“ erinnert Kautsky daran, daß noch zwei Millionen Stimmen der sozialdemokratischen Partei die Mehrheit im deutschen Volk geben und damit den direkten Kampf um die Macht als aktuellstes Problem auf die Tagesordnung stellen würden. Entsetzt ruft das Blatt der liberalen Bourgeoisie:

„Ob Kautsky mit dieser Behauptung nicht der Reaktion weit mehr Freude bereitet als seinen Parteigenossen im Reichstag? Im Kampf gegen ein Arbeitswilligenrückgeheh bietet er mit dieser Antinomie der Reichstagsaktion selber keine Hilfe.“

Diese paar Worte charakterisieren den Liberalismus besser als die längsten Abhandlungen. Die Sozialdemokratie darf nicht sagen, daß sie die Macht gewinnen will, und noch viel weniger, daß sie überzeugt ist, in einer absehbaren Zeit an eines ihrer Ziele zu gelangen. Das sporn nicht nur die Reaktionen zur Anspannung aller ihrer Kräfte an, sondern macht es auch den Liberalen unmöglich, auch nur vorübergehend mit der äußersten Linken am selben Strang zu ziehen; denn Grundfalsch des deutschen Liberalis-

mus ist es von jeher gewesen, die herrschenden Gewalten zu kritisieren und wenn möglich, sie zu verdrängen, nicht aber, sie zu entthronen. Sein Staatsideal war und ist jener Konstitutionalismus, der der Volksvertretung erlaubt, zu reden — nicht aber die Demokratie, durch die sie zum Handeln genötigt wird.

Aus diesem Grunde wagen die Liberalen ja auch nicht, sich ernsthaft gegen das zu wenden, was die Konjunkturalisten die Kommandogewalt des Kaisers nennen. Obwohl sie sich in diesem Falle sogar auf den Wortlaut der Verfassung berufen könnten. Die stellt fest, daß die gesamte Landmacht des Reiches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht, der die Pflicht und das Recht hat, für die Vollgültigkeit und Kriegstüchtigkeit aller Truppen Sorge zu tragen sowie dafür, daß Einheit in der Organisation und Formation, in Bewaffnung und Kommando, in der Ausbildung der Mannschaften sowie in der Qualifikation der Offiziere hergestellt und erhalten wird. Alle deutschen Truppen sind verpflichtet, den Befehlen des Kaisers unbedingt Folge zu leisten, der auch, wenn die öffentliche Sicherheit in dem Bundesgebiete bedroht ist, jeden Teil in Kriegszustand erklären kann.

Damit ist nichts anderes gesagt, als daß die Kommandogewalt über das deutsche Heer im militärisch-technischen Sinne dem König von Preußen in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser zusteht. Was die Konjunkturalisten oder, ohne Widerspruch bei den Liberalen zu finden, daraus machen, ist etwas ganz anderes. Nach ihnen befreiten diese Bestimmungen den Kaiser als Oberbefehlshaber des Heeres von den Schranken, die im übrigen seiner Herrschermacht gesetzt sind. Sie gewähren ihm die Rechte des absoluten Monarchen auf dem Gebiete des Heerwesens und geben ihm — das ist den Reaktionen das Wichtigste — die Möglichkeit, von dort aus unter Umständen auch in die anderen Bezirke des staatlichen Lebens einzubrechen, die durch den Paragraphenbau der Verfassung nur höchst unvollkommen geschützt werden.

Diese Auffassung ist, wie gesagt, in dem Wortlaut der Artikel 63 ff. der Reichsverfassung sicherlich nicht begründet; aber sie gilt, so lange die Machtverhältnisse die alten bleiben und die Mehrheit des Parlaments nicht bereit ist, den Willen des Volkes in allen Dingen zum höchsten Gesetz zu erheben.

Wiederum ist der Vergleich mit der preussischen Konstitutionszeit gegeben. Auch Lassalle wies auf die große Gefahr hin, die darin bestehe, daß der König zu dem Heer eine ganz andere Stellung habe, als zu jeder anderen Staatsinstitution, und, wie auch er andeutete, wäre eine Verdrängung des Heeres auf die Verfassung ein erster Schritt auf dem Wege zu seiner Demokratisierung. Aber auch davor scheut der Liberalismus zurück, weil er auch dem herrschenden militaristischen System gegenüber nur eine Kritik, aber keine durchgreifenden Abänderungsvorschläge macht, und das um so weniger, als ihm ein dunkles Empfinden sagt, daß solche Reformen nicht bei der Verdrängung auf die Verfassung stehenbleiben könnten, sondern sich den Übergang zur Miliz zum Ziel setzen müßten. Dieser Gedanke aber ist der liberalen Bourgeoisie unentraglich; denn sie verspricht sich von einer Miliz nicht den Schutz für ihren Profit, den das heutige Heer gewährt, und schließlich zieht sie den Pandurenkoller der Aussicht auf eine Verringerung ihrer Einkünfte doch bei weitem vor.

So verzichtet aus Respekt vor der Verfassung der Liberalismus auf eine Erweiterung der Rechte des Parlaments, und aus Respekt vor dem Heere und dem obersten Kriegsherrn wagt er es nicht, die Verfassung zu schützen.

Zivilistenpaß oder glorreiche Armee?

Unserer gestrigen Meldung, daß das Generalkommando des 15. Armeekorps in Straßburg die Gerichtsbehörden in Zabern öffentlich durch das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau demütigte und die Version aufrecht erhalte, es sei tatsächlich am 26. Dezember auf einen Zaberner Kasernenposten ein ernsthaftes Attentat erfolgt, fügten wir die Frage hinzu, ob die Zaberner Behörde dieses militärische Dementi ruhig hinnehmen werde. Die Antwort ist schneller erfolgt als wir dachten; denn noch am Sonnabend in später Nachtstunde hat die Staatsanwaltschaft des Landgerichts Zabern, wie wir bereits gestern unter „Letzte Nachrichten“ meldeten, durch das Wolffsche Bureau folgende Gegenerklärung erlassen:

Zabern, 3. Januar. Die Ermittlungen haben zweifellos ergeben, daß die Schüsse nicht, wie die Militärpersonen angenommen haben, aus einer Entfernung von 90 Meter hinter der Kasernenmauer her, sondern aus einer Entfernung von über

90 Meter jenseits des Kanalkanals abgegeben worden sind. Daß es allerdings scharfe Schüsse waren, steht fest. Aus den ganzen Umständen muß aber geschlossen werden, daß ein Attentat auf den Kaiser nicht in Frage kommen kann. Es bürste sich lediglich um eine unüberlegte ziel- und zwecklose Anallerei handeln.

Das die deutschen Regierungsverhältnisse vor den Augen des ganzen Auslandes bloßstellende Anschuldigungen- und Dementierungsspiel zwischen den Militär- und Zivilbehörden der Reichslande wird immer toller. Und das ist in Anbetracht der von den reaktionär-militaristischen Kreisen verfolgten Zwecke durchaus begreiflich. Wer meint, die Zaberner Sache sei zu Ende, irrt sich gründlich. Der Militarismus will keine Schlichtung, keinen sogenannten Ausgleich der Zwistigkeiten — er verlangt die volle Anerkennung seiner Obgewalt, die Beugung des Zivilistenpaßes unter die Säbelherrschaft. Und die gegenwärtige Zeit dünkt ihm, wie die frivole aufbegehrende Sprache der führenden konservativen Blätter zeigt, trefflich geeignet, seine Machtgelüste durchzusetzen.

Die feige Haltung der liberalen Presse, vornehmlich der nationalliberalen, die vielfach direkt ihr Bedauern über das Auftreten der nationalliberalen Fraktion im Reichstage ausspricht, hat die militärischen Kreise ermutigt, die jegliche günstige Gelegenheit zu benutzen, um ihre Herrschaft noch fester zu fundamentieren und zu zeigen, daß der Wille der „glorreichen Armee“ im neuen Deutschen Reich preussischer Nation gebietet. Wenn dabei der jegliche Reichskanzler vuzelt, und es gelingt, einen strammen Militär, der sich in allem als Vertreter der Armeereisenen fühlt, auf den Reichskanzlerposten zu bringen, um so besser. Viel Verstand ist ja nicht nötig, nur Energie und sogenanntes Verständnis für die Traditionen und Machtziele der preussischen Armee. Deshalb wird auch der von dem Liberalismus erhobene schöne „Ausgleich“ zwischen Militär- und Zivilverwaltung nicht eintreten — es sei denn, daß sich die Zivilverwaltung den Wünschen respektive den Befehlen des Militarismus unterwirft. Wenn es gewissen Kreisen nötig erscheint, werden vielleicht auch noch einige weitere Attentate a la Zabern in Elßah-Lothringen folgen. Gegen entsprechende Entlohnung ist ja schließlich alles zu haben.

Politische Uebersicht.

Vor dem Kriegsgericht.

Ronlag vormittag wird vor dem Kriegsgericht in Straßburg gegen den Oberst Ernst v. Reuter verhandelt. Der Angeklagte ist 63 Jahre alt und war, bevor er an die Spitze des Regiments 99 in Zabern trat, Lehrer an der Kadettenschule. Bekannt geworden ist er in Elßah-Lothringen erst durch die Zaberner Vorgänge. Während man in den ersten Tagen den Leutnant v. Forstner als den großen Helden von Zabern betrauerte, weiß man heute, daß der Oberst v. Reuter derjenige ist, auf dessen Konto die Zwischenfälle von Zabern zu buchen sind. Seine Verweigerung von Kaschinengewehren nebst 45.000 scharfen Patronen, die Einsetzung Zaberner Bürger in den Pandurenkoller, seine Drohung, jeden Offizier vor das Kriegsgericht zu zitieren, der sich gegen Befehle nicht mit dem nötigen Schneid wehre, sein laffischer Anspruch von dem Jur-Streckschützen der Zivilisten und das Behalten des Revolvers haben jeden Zweifel beseitigt, daß die jüngeren Offiziere des Zaberner Regiments nicht nur bloß im Einverständnis, sondern sogar auf Befehl des Regimentskommandeurs v. Reuter gehandelt haben.

Die Anklage, die durch den Kriegsgerichtsrat Dr. Osander vertreten wird, beschuldigt den Oberst der Verletzung einer ganzen Reihe von Paragraphen des Reichs- und Militärstrafgesetzbuches. So wird ihm vorgeworfen, sich die Exekutive in Zabern widerrechtlich angeeignet zu haben (ein Vergehen, das nach § 132 des Reichsstrafgesetzbuches mit Geldstrafe oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft wird); ferner wird der Oberst der Freiheitsberaubung beschuldigt, ein Verstoß gegen die §§ 230 und 240 des Reichsstrafgesetzbuches.

Zu diesen Anklagen gesellt sich noch diejenige der Nötigung — ein Verbrechen, das entweder mit Geld- oder Gefängnisstrafe geahndet wird — sowie das Verstoß der Antistiftung zur Körperverletzung und Freiheitsberaubung.

Neben dem Oberst v. Reuter hat sich auch der Leutnant Schadt zu verantworten. Dieser Leutnant, der sich am Freitag, den 28. November, als auf dem Schloßplatz in Zabern die Bürger arretiert wurden, ganz besonders hervor, steht unter Anklage der Nötigung und Freiheitsberaubung sowie der Mißhandlung und

Wochenfilm.

Die Welt des Menschen fürrecht (außer in Elßah-Lothringen) haben ist.
Nabels, ergänzt durch Deimling.

Direkt fatales Drummen in den Schädelmäandern! Entschieden gewiss des Guten gewesen. Wie schon Kollege v. Schiller so richtig sagt: Nichts liegt einem mehr im Magen, als eine Reite von Heierlagen! Stimmt! Dem ergebenst Unterzeichneten ist, was man so zu nennen pflegt, loddreig zumute. Hatte dabei ganzes Schod guter Vorsätze. Aber geht immer so im Leben. Fleisch ist willig, aber (Kirch-)Weiß zu stark! Oder: Der Weg zur Delle ist mit Dimentaschinken gepflastert. Aber auch hinwiederum: Ein Schnabul in der Hand ist besser als zehn Pfischen Sektens auf dem Dache!
Und so kam's eben. Bitte aber gefälligst zu vermerken, daß mir in erster Reihe Klassenolidarität Vecher zum Munde führte. Seit Sozen meine Freunde, deren finanzielle Basis spießbüsche Schnapsbrennerei ist, durch Wohlthät auskangern wollen, ist jedes freierhaltende Element verpflichtet, durch erhöhten Konsum für Ausfüllung betnädlicher Lücken zu sorgen. Wie griechisches Sprichwort sagt: Pro patria consumor! Als Patriot steigere ich mein (Schnaps-)Konsum!

Baren aber doch schöne Stunden. Zumal in Schwiebrich-Lüterich. Habe mir allmählich durch literarische Arbeiten in konservativen Kreisen geachteten Namen verschafft, rangiere unmittelbar neben O. Radio Jedlich und Graf Reventlow, und wurde deshalb von konservativ-agrarisch-christlich-klerikalem Verein „Mitforke“ in Schwiebrich-Lüterich eingeladen, an Jahreswettbewerb Pause zu halten. Wohl! Nehme Reimlexikon, setze mich auf Hosen und schmeltere am 31. Dezember, punkt Zwölfe, folgenden

Trinkpruch eines echt preussischen Mannes für 1914:
Keine Herren! Die wir hier zu Silvester versammelt sind
Wir erhoffen vom neuen Jahre, stramm preussisch gesinnt:
Daß fest in die Demokratenbande eingepfeffert wird.
Daß es in Elßah-Lothringerscherben gibt. Und froht und frirt.

Daß man die launigen roten zur Aber läßt. Und sonst allerhand.
Mit Gott für König und Heydebrand!

Ohne Rücksicht und Zartgefühl: Ain! Druff! Durch!
Mit Gott für König und Oldenburg!

Daß der Schlappstichel Bethmann schnell und schneller
Verschwindet und endet im Pandurenkeller“.

Und daß unverzagt, frei weg und ohne Furcht
künftig Falke nahn die Reichshofe besorgt!

Und daß die Macht verließen wird jedem Arbeitsherrn,
Streitposten kurzer Hand einzusperrn!

Und auch sonst genügender Schutz der Arbeitswilligen,
um auf dem Arbeitsmarkt die Preise zu verbilligen!

Daß aber natürlich die Preise für Roggen und Weizen
Anno 14 noch höher sind als Anno 13!

Denn hohe Getreidepreise sind stets der beste Vorteil
für unsere Leute zu Kaiser und Reich. (Das sagt schon Oerzel)

Wohingegen ein niedriger Fleisch- und Getreidezoll
in republikanischer Richtung wirkt. Jawoll!

Also kurz: es lebe die Landwirtschaft, die Armee und das forsche
Druff!

Und der Rest: die Pferde. Die Weiber. Der Suff.

Hätten mal Beifall der echt preussischen Leute von Schwiebrich-Lüterich hören sollen. War einfach das Ende von weg. Sturm im ganzen Hause. Und ich, Hand in die Weste gesteckt, in napoleonischer Stellung, ein Sänger und ein Held. Wichtige Anprosser! Endete aber böse auf allen Vieren. Schadet nichts. Nächstes Jahr schon wieder eingeladen. Werde vermutlich auch in landwirtschaftlicher Woche dichterisch auftreten. Ersuche Leser schon heute gespannt zu sein wie'n rotwollener Regenschirm.

Seit dichterische Aber entdeckt, fühle mich mächtig hingezogen zu befannteren Kollegen. Natürlich nicht zum Genossen Franz, der mehr Prolet als Poet ist, trauerklünger Barde des Partei- und Parteilertums, sondern zu Kollegen, die, wie Goethe treffend ausdrückt, auf der Menschheit Höhen wandern. Z. B. Carmen-Sylva. Eritens mal Ihre Majestät von Rumänien. Ist besser als Puppe. Und zweitens durchaus sympathische Frauengestalt.

Kann wohl sagen: Harmoniere mit ihr! Habe zwar nichts von ihr gelesen, aber über sie, zu siebzigstem Wiegenfest:

Carmen-Sylvas Ich-Bewußtsein ist bezeichnend ausgeprägt, daß sie zum Beispiel Goethe für unbedeutend erklärt, in dem instinktiven Gefühl der Feindschaft gegen den größeren. Der bedeutendste Dichter ist nach ihrer Ansicht Schöffel!

Ganz meine Ansicht, bis auf 13! Auch mir imponiert „Schwarger Walfisch zu Arafon“ ganz anders als „Faus“. Momentlich zweiter Teil toller Klump! Und schließt mit direktem Blech: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“ Hat sich was mit hinan! Der Mann hat auch nicht Schimmer einer Ahnung von Pavillon Maskotte etc. pp. Sollte sich erst mal bei allem Agrarier nach landwirtschaftlicher Woche informieren, wohn Ewig-Weibliches zieht. Aber Schöffel Mann mit Lebenskenntnis. Da warf der Hausknecht aus Kubierland den Fremdling vor die Tür.“ Fortschrittler Schmitz und Realismus in einem. Ist mir selber zweiten Weihnachtstierstag passiert. Hausknecht jaunte zwar nicht aus Kubierland, sondern Köschendrada, aber sonst stimmte Sache.

Zu allgemeinen noch Neujahrslaterstimmung in Deutschland. Wird aber schon werden! Erster Versuch, in Zabern Eritenz revolutionärer Verschwörer nachzuweisen, leider gescheitert. War entschieden ein Keuling, der Roabit nicht mitgemacht hat. Erinnere mich mit Vergnügen geheimnisvoller Gestalten, die in Roabit kräftig brüllten: Bluthunde! Pfui! und wenn ein Bauer mit gequälter Klenpe ansauste, Stod hoben: „Galt, Kollege!“ Hätten einen von diesen Kollegen“ nach Zabern schicken sollen, um Sache mit scharfen Schüssen auf Pollen richtig zu befeuern. Resultat wäre 1a gewesen. Aber läßt sich schon noch machen. Nur Mut und Geduld und gefordert, daß nicht in die Fähe friert.

Friedrich Wilhelm Kronprinz ist wirklich zu Gefirn-sagen im Großen Generalstab übergesiedelt. Hat Zimmer von Rolke angewiesen bekommen. War bekanntlich auch großer Schweißler, nur im Tennis nicht so firm wie Friedrich Wilhelm. Wesentlich scheint mir Nachricht, daß Friedrich Wilhelm Ehrenmitglied von Danziger Drechslerinnung geworden ist. Auf der einen Seite Drechsler zwar revolutionäres Handwerk, siehe August Bebel; aber auf anderer Seite wird durch solche Bewußtlosigkeit Anhänglichkeit Handwerkerturns an Hohenzollern gestärkt und ist überhaupt wertvoll, wenn künftiger Landesvater etwas zu drechseln versteht. Der konservativen August.

des Hausfriedensbruches. Bekanntlich drang er mit seinen Soldaten in ein Haus und holte aus dem dritten Stock den Schreiner Levy heraus, während die Soldaten der alten Mutter des Levy das Bajonett unter die Nase hielten.

Die Verhandlung wird vom Kriegsgerichtsrat Jan, der die beiden anderen Advokaten Prozesse leitete, geführt. Die Verteidigung liegt in den Händen des Rechtsanwalts Grossart aus Schiltzheim bei Straßburg.

Außer diesem Prozeß und der Revisionsverhandlung gegen Leumann v. Fortner stehen noch einige weitere Prozesse bevor. Es sind eine Anzahl eckig-lotringische Klätter wegen Verbreitung unwahrer Behauptungen und Beleidigung gegen die Offiziere angeklagt worden.

Die Militärbehörde gedenkt endlich noch gegen die Rekruten vorzugehen, die vor dem Kriegsgericht gegen den Leutnant von Fortner ausfanden. Aus Straßburg kommt die kaum glaubliche Meldung, daß ein Militärgerichtsverfahren gegen die Rekruten eingeleitet worden sei, die vor Gericht ausfanden, daß Fortner die französische Fahne beleidigt habe. Dieses Militärgerichtsverfahren könnte natürlich nur auf eine Verleumdung hinauslaufen, bei der dann das Zeugnis des Leutnants v. Fortner die einzige Verlesung darstellen würde.

Neue militärische Ausschreitungen im Elsaß.

Wie die „Straßburger Neue Zeitung“ meldet, zogen am Sonnabend in später Stunde in einem Nachbarort Straßburgs, in Ulrich, fünf Militärpersonen, zwei Vizefeldwebel, zwei Sergeanten und ein Unteroffizier, randalierend durch die Ortschaft. Sie verlästigten grundlos die schlittensfahrenden jungen Mädchen. Der Unteroffizier setzte einem Mädchen das Seitengewehr auf die Brust, während die anderen Militärpersonen den Jungen die Rücken vom Kopf schlugen. Dann zog die Kette weiter und geriet mit einem Fuhrmann, der seinen Schlitten nicht hergeben wollte, in Streit. Um ihn einzuschüchtern, zog einer von den Unteroffizieren blank. Der Wirt der Wirtschaft „Zu den drei Blumen“ erhielt einen Hieb. Auch in einer anderen Wirtschaft zog der Unteroffizier wieder blank. Schließlich gab es unten im Ort noch ein blaues Auge für einen Passanten, während einem anderen die Nase heruntergeschlagen wurde. Alles vollzog sich unter großem Spektakel, bis schließlich die Ortspolizei einschritt.

Dem Verdienst keine Krone.

Die bayerischen Königsräter haben endlich ihre Belohnungen für ihre hohen Verdienste um das jetzige Herrscherhaus erhalten. Die Korrespondenz Hoffmann meldet:

Seine Majestät der König empfing heute vormittag die Staatsminister Freiherrn v. Hertling, Freiherrn v. Eiden-Fraunhofen, v. Thelemann, v. Braunig und den Kriegsminister Freiherrn v. Kref sowie die ersten Präsidenten der beiden Kammern des Landtages in Audienz, um ihnen für die aus Anlaß des Allerhöchsten Geburtstages verliehenen Auszeichnungen bekannt zu geben. Der erste Präsident der Kammer der Reichsräte, Karl Ernst Graf Fugger von Glött, wurde in den erblichen Fürstenstand, der Vorsitzende des Ministerrates, Dr. Freiherr v. Hertling, in den erblichen Grafenstand erhoben. Staatsminister Dr. v. Eiden-Fraunhofen erhielt das Großkreuz des St. Michael-Verdienstordens, Kriegsminister Freiherr v. Kref das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone verliehen. Justizminister v. Thelemann und Finanzminister v. Braunig wurden in den erblichen Adelsstand erhoben. Der Präsident der Kammer der Abgeordneten, Dr. v. Ortler, erhielt den Titel und Rang eines Geheimen Rates und das Prädikat Erzherr.

Landtagsersatzwahl in Hessen.

Bei der Stichwahl in Waldmichelbach wurde der national-liberale Kandidat Oberamtsrichter Würger mit 1942 Stimmen gegen den sozialdemokratischen Kandidaten Reichstagsabgeordneten Hofengahl gewählt, auf den 1475 Stimmen entfielen.

Zu den Parteikämpfen in Mexiko.

Presidio (Texas), 3. Januar. Zweitausend Mexikaner, darunter halbberaubte Frauen und Kinder sowie einige Bundes-soldaten, haben sich, um den Gefahren in der Schlacht bei Ojinaga zu entgehen, über den Rio Grande auf amerikanisches Gebiet geflüchtet. Sie wurden von den Amerikanern zu Gefangenen gemacht. Der Angriff der mexikanischen Insurgenten auf Hueco Parado ist vorläufig ausgehen worden. Die Insurgenten geben zu, daß sie einen hartnäckigeren Widerstand gefunden haben, als sie erwartet hatten. Sie erklären, daß sie in zwei Tagen mit Verstärkungen zurückkehren würden.

Aus Groß-Berlin.

Mutter mit dem Christkindlein auf dem Kurfürstendamm.

Hohe Schneehöhe umsäumen die Fahrdämme und Fußsteige. Berlin W. promenierte, um den Seftater, den mit teuren exotischen Genüssen vollgepfropften und verdorbenen Wagen und die kostbaren Pelzmäntel am Abend des ersten Neujahrstages wozieren zu tragen. Auf der Seite der Straße zwischen dem alten und dem neuen Café des Westens ist der „Auffentruener“. Der Name sagt es ja schon. Im Vorgarten des belagerten Restaurants steht nun ein Christbaum, großmächtig und mit Neuschnee beladen, und aus diesen Schneemassen heraus leuchten kleine, elektrische Glühbirnen wie richtige Weihnachtskerzen. Das wäre alles sehr schön und gut, wenn alle die, die beim „Auffentruener“ verkehren, dieses Symbol der Nächstenliebe in der Praxis beherzigen würden.

Nun stand am Neujahrabend vor diesem Christbaum eine hungernde, darbenende Mariengestalt mit einem frierenden Christkindlein auf dem Arme, das sie fest mit einer gelbbraunen Wulstbedeckung umschlungen hielt. Den Gesichtszügen und der dünnen, fadenförmigen bunten Kattunkleidung nach war sie eine polnische Landarbeiterin, die vielleicht ein gewissenloser Verbeuger in Berlin zurückgelassen oder gar eine von den Auswanderern, die ein allzu schneidiger dreufüßiger Landrat von der holländischen Grenze nach Berlin zurücktransportiert hatte.

Die Mutter mit dem Kindlein warf verlangende Blicke auf die kostbaren Pelze und die wohlgenährten Gestalten, aber keine derselben zog ihren wohlgefüllten Beutel heraus, um wohlzutun. Sie machten dagegen einen großen Bogen um dieses Bild der Armut. Ein Frösteln durchschüttelte die Pharisäer. Es war aber auch zu taktlos von der Mutter, mit dem Kinde sich hier auf die Straße des Wohllebens und des mondänen Luxus zu stellen.

Der Weihnachtsbaum mit den Schneelasten und den vielen Glühbirnen war ihnen sichtlich unangenehm. Sie sahen auf die andere Seite und die Mutter mit dem Kinde froh und hungerte. Ihre verächtlich hingehaltene Hand blieb leer. Da hatte es die „Jungfrau Maria“ in Bethlehems Stall doch besser. Zu ihr kamen sogar Könige von weither mit Weihrauch und Myrrhen.

Und bei der armen hungernden Polennutter auf dem Kurfürstendamm hätten doch ein paar „Sechser“ und ein Stück Brot genügt, um ihr eine große Neujahrskreude zu bereiten.

Und ich sagte mir: Wenn heute eine richtige Maria mit einem richtigen Christkind auf die Erde niederstiege, kein König würde ihnen Weihrauch und Myrrhen darbringen, und es würde ihnen genau so ergehen wie der armen polnischen Landarbeiterin mit ihrem Kinde am Neujahrabend auf dem Kurfürstendamm vor dem Austermeier.

Der „Lokal-Anzeiger“ schwindelt weiter.

Der zum Regierungsblatt avancierte „Lokal-Anzeiger“ setzt seine Tätigkeit, die Berliner Arbeitslosen zu diskreditieren, fort. In seiner Sonntagnummer liest der „Berliner Beobachter“ dieses Blattes die von uns wiederholt widerlegte Lüge, die Arbeitslosen hätten sich nicht in genügender Zahl zur Fortschaffung des Schnees zur Verfügung gestellt, von neuem auf.

Dadurch, daß man eine Lüge zum soundsowjeltigen Male wiederholt, wird sie natürlich nicht wahrer. In der Wiederholung solcher Unwahrheiten liegt eben das offenkundige System, die auf Binde-rung der Rat gerichteten Bestrebungen der Arbeiterklasse in Verzug zu bringen. Der „Lokal-Anzeiger“ führt, seit er ein Regierungsorgan geworden, eine Sprache, die er als früherer „Unparteiischer“ vermied. Er schreibt led:

Aber man darf nicht vergessen, daß dadurch (das Problem der Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, D. A.) nur zu leicht in der großen Masse der Arbeitenden bezw. der Arbeitslosen die Begriffe völlig verwirrt werden, daß durch die unablässige Heberei in unklaren Äußerungen genährt und gefördert werden, die schließlich eben dazu führen, aus allerlei opportunistischen oder sonstigen „prinzipiellen“ Gründen selbst in der Rat Arbeitsunwilligkeit zu erzeugen! Die Tatsache läßt sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen, daß in dem vorliegenden Falle, wo eine, wenn auch gewiß harte und wenig bequeme Gelegenheit zum Verdienst durch die Zufälligkeit der Schneeanhäufungen gegeben war, die angegebene Ziffer der Arbeitslosen sich entweder als übertrieben erwies oder die Zahl der Arbeitswilligen unter ihnen sich als auffällig klein herausstellte. Das bleibt selbst dann bestehen, wenn man die gewiß große Zahl derer in Betracht zieht, die körperlich unfähig sind, den Strapazen des Schneeschöpfens standzuhalten, und die vielleicht noch größerer Zahl, die nicht unter dem Druck irgendwelcher auf Lohnfragen und verglichen aufgebauten Parteiprinzipien, sondern aus angeborener Trägheit und Stumpfheit nicht zum Spaten greifen wollen. Daß es solche gibt, werden gewiß auch die sozialistischen Arbeiterführer nicht leugnen, wie ich auch andererseits ohne weiteres zugebe, daß sie diese Sorte „Arbeitsunwilliger“ auch nicht in Schutz zu nehmen trachten.

Die von uns veröffentlichten und noch fortgesetzt eingehenden Zuschriften Arbeitsloser zeigen jedenfalls, daß auch der „Berliner Beobachter“ keine Beobachtungen gemacht hat, sondern daß seine Verunglimpfung der Arbeitslosen bezahlte Arbeit ist.

Mit Hinterlassung von 30 bis 40 000 Mark Schulden

ist nach großzügigen Betrügereien der 33 Jahre alte aus Russland gebürtige Gold- und Juwelenhändler Paul Bonstein, eine besonders in den Kreisen der Lebewelt bekannte Persönlichkeit, verschwunden. Bonstein wohnte mit seiner Frau und seinen zwei Kindern im Alter von neun und zehn Jahren in der Wälschenstr. 18 zu Prenzlau. Vor 13 Monaten eröffnete er in dem Hause Charlottenstr. 13 zu Berlin eine Uhren-, Goldwaren- und Juwelenhandlung. Neben dem Laden unterhielt er eine Werkstatt für Reparaturen. Das Geschäft muß jedenfalls nicht soviel abgeworfen haben, wie sein Inhaber für sein flottes Leben gebraucht. Nachdem B. in Schulden geraten war, legte er sich auf einen großzügigen Schwindel. Er bezog, wo er nur konnte, Goldwaren und Juwelen auf Kom-mission und verkaufte die auf Kredit eingenommenen Waren sofort weiter, ohne seine Lieferanten zu bezahlen. Kurz vor seiner Flucht besuchte er auch viele Kunden und ließ sich die bei ihm gelassenen Schmuck- und Wertgegenstände mit dem Bemerkten, daß er sie gut weiterverkaufen und beide damit ein schönes Geschäft machen könnten. Einmal befiel er alle Schmuckgegenstände, die ihm zur Reparatur übergeben worden waren, unter allerhand Vorspiegelungen zurück, bis er am vergangenen Freitag auch auf diese Weise in den Besitz großer Werte gekommen war. An diesem Tage verschwand er mit seiner Familie aus Berlin. In den verschlossenen Räumen fand man einige minderwertige Uhren und Wecker sowie wertlose Goldsachen.

Beim Begräbnis vom Tode ereilt wurde der 64 Jahre alte Schuhmachermeister Marzi aus der Großbrennenstraße 49. Der Mann nahm mit seiner Frau auf dem holländischen Friedhof in der Müllerstr. 43/45 an der Beerdigung seiner Schwägerin teil. Als er nach Beendigung der Feierlichkeiten in Begleitung seiner Frau den Friedhof verlassen wollte, brach er wenige Schritte vom Grabe entfernt plötzlich bestimmungslos zusammen. Im Paul-Gerhard-Stift, wohin L. daraufhin gebracht wurde, konnten die Ärzte nur nach seinem Tod feststellen. Die Leiche wurde beklagbar und nach dem Schauhaus gebracht. Wahrscheinlich ist der Mann einem Herz-schlagge erlegen.

Die Leiche eines erschossenen jungen Mannes wurde gestern vormittag von Mitgliedern der Neufahrer Arbeiterjugend am Eingange des Selbstmörderfriedhofes bei Schilhorn aufgefunden. Aus seinen Papiere ergab sich, daß es sich um den 27jährigen Dr. phil. Hermann L. handelt, der bei seinen Eltern in Sieglitz wohnte. Die Leiche wurde nach der Halle des Friedhofes gebracht.

Erhängt aufgefunden wurde gestern nachmittag von seiner Tochter der 62 Jahre alte Weber M. aus der Breslauer Straße. Der Mann, der Witwer war, lebte für sich allein. Als ihn gestern seine verheiratete Tochter besuchen wollte, fand sie ihren Vater tot auf. Er hatte sich, wie aus einem hinterlassenen Brief hervorgeht, wegen einer unheilbaren Krankheit am Neujahrstage erhängt.

„Marino“, der Bezwinger des Autos. Im Jirko Busch produziert sich gegenwärtig ein wohlbeleibter Herr, der durch seine Körperkräfte die Besucher in Staunen setzt. „Marino“ balanciert auf seinen Schultern ein mit einem Chauffeur besetztes Auto, das ein Gewicht von 15½ Zentner hat. Den Höhepunkt seiner Darbietungen bildet jener Moment, in welchem sich Marino trotz seines bedeutenden Körperumfangs von einem mit 6 Personen besetzten 32 Zentner schweren Auto überfahren läßt. Wenn man den dicken, ungemessenen schimmigen Marino nach diesem atembeklemmenden Vorgang aufpassen sieht, könnte man bald zu der Auffassung kommen, als sei die Periode der tödlichen Automobilmisfälle vorüber. Leider erweisen sich nicht alle Leiber als so widerstandsfähig wie der des Marino.

Außer dieser Neuheit weist das Programm noch einige andere vortreffliche Einlagen auf. Da ist Kapitän Gulting mit seinen Seelöwen, deren Geschicklichkeit allgemeine Verwunderung auslöst. Verhaltens Interesse erregte der weitere Karl Novello Dressurakt (im Andergarten), der gymnastische Fuziale der 3 Renards, die Reitkünstlerinnen Geschwister Carre, Md. R. Sabaga als Säulenträgerin und die Vorführungen des Herrn Jean Bono mit seinen 16 Schimmelhengsten. Den Schluß bildet die prunkvolle Ausstattungspantomime „Pompeji“.

Das Januarprogramm des Wintergartens enthält eine Reihe zugkräftiger Nummern. Es ist der Dichtung gelungen, eine Anzahl guter artistischer Kräfte zu gewinnen. Besonders feiert die Langdichtung „Berth“, zu der Paul Boiret-Paris die Kostüme entworfen hat, das Interesse. Etwa fünfzig junge anmutige Tänzerinnen in prächtigen, farbenreichen Gewändern schweben über die Bühne. Und Hette, die exzentrische Violonistin, entlockt ihrer Geige Töne weicher Empfindung. Reges Interesse ruft auch die chinesische Gauklertruppe Han Ling Chin hervor. Ihre halbbrochrischen Leistungen zeugen entschieden von einer großen Gewandtheit dieser Kinder der Sonne. Hysto and Whig stellen mit ihren Balanzkunststücken auf gebrechlichen Stühlen und wackeligen Tischen die Nerven der Besucher auf eine harte Probe. Aus dem übrigen Programm seien erwähnt die lustigen Exzentriks Barben und Mal, die Artisten Robert und Robert in dem Stück „Ein neuer Freund“, Charlene und Charlene, Ruskil- und Jongleurakt, und das Paris-Exo (komischer Bühnenlustakt). Der „prolongierte“ Robert Stiehl versteht es auch im neuen Jahr, in den Besuchern den Sinn für Raffinesse zu wecken. Der größte Teil des Publikums erwies sich als so gelehrig, daß der Vorführer nach mehrmaliger Wiederholung seiner Weihnachtssichtung die Rechten eines bedeutenden Auditoriums in Bewegung setzte, das sogar gerade die unartikulierten Laute am besten herbedachte.

Aus aller Welt.

Geschäft ist Geschäft.

Albanien ist nach schweren Mühen ein selbständiges Fürstentum geworden; angestammter Landesvater wurde bis auf weiteres der Prinz von Wied. Nun könnte ja das Regieren losgehen, nur eines fehlte noch: das nötige Kleingeld. Um wenigstens nicht noch vor der Uebernahme des Geschäftes durch den neuen Fürstentümer den Konkurs anmelden zu müssen, ist die bisherige provisorische Regierung auf eine geschickte Idee verfallen. Briefmarken, besonders solche von Staaten, von deren Existenz man sich erst durch Nachschlagewerke überzeugen muß, haben immer noch einen Sammelwert. Je öfter die einzelnen Ausgaben andere Zeichnungen tragen, je mehr werden sie begehrt und um so höher steigen sie im Preise. In weiser Erkenntnis dieser Sachverhalte hat die provisorische Regierung bis jetzt dreierlei Sorten Briefmarken in der gleichen Preislage ausgegeben. Die neueste, jetzt herausgekommene Marke trägt die Umschrift: Stamboulogu Mberet I Schipetarobel. (Stamboulogu, König der Albaner.) Bis pfiffige Finanzgenies haben die „Bavisorischen“ einen Teil der Auflage verdrucken lassen, so daß es halt Stamboulogu Stamboulogu heißt. Da die Briefe von den Sammlern besonders begehrt sind, braucht man nur die Druckplatte aufzubewahren und in Finanznöten neue Auflagen herstellen zu lassen. Ja, ja, Kleinvieh macht auch Mist.

Grubenkatastrophe im asiatischen Rußland.

Ein schweres Grubenunglück wird aus Kuldsha in Zentralasien gemeldet. In einem dem Kaufmann Mussabojew gehörenden Bergwerk hat eine Explosion sich abge-gender Wetter stattgefunden. Bei der Katastrophe sind sechzehn Bergleute ums Leben gekommen.

Eine fette Pfründe.

Die hohe Obrigkeit der Stadt Triptis in Sachsen-Meimar will ihren Beamtenstab vermehren und erläßt daher folgende Ausschreibung:

Hilfsgebedientenkelle

bei der hiesigen Stadtverwaltung sofort zu besetzen. Anfangs-gelalt 720 M., steigend jährlich um 60 M. bis 900 M. Im Nebenbesonderen — Kartensystem — möglichst bewanderte, Kenographie- und Schreibmaschinenkundige Bewerber wollen Gesuche mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften bis zum 10. Januar 1914 einreichen bei dem Stadgemeindevorstand zu Triptis.

Bei der glänzenden Besetzung mit 127 M. pro Tag — Schaltjahre natürlich nicht gerechnet — sind die evtl. Bewerber selbstverständlich gegen Hungerphus nicht versichert.

Kleine Notizen.

Zwei Dampfer gesunken. Die beiden Hjadampfer „Alice Vuffe“ und „Karloline Köhne“ aus Geestemünde wurden im Fja-Fjord an der isländischen Küste durch Eismassen aneinander gedrückt und sind beide gesunken. Die Mannschaft der Schiffe konnte sich retten.

Rettung aus Seenot. Durch die Rettungsstation Rügen-waldermünde wurden am Sonnabend von dem Stettiner Dampfer „Boigost“ durch den Raketenapparat elf Personen gerettet.

Straßenbahnunglück. Infolge Glätteisess entgleiste in der Nähe der französischen Stadt Limoges ein aus drei Wagen bestehender Straßenbahnzug. Die Wagen legten sich quer über die Straße, wobei zwei Vorübergehende getötet und etwa zwanzig Fahrgäste verletzt wurden.

Die Ufer des Heilburses. Bei den Aufbaumarbeiten des gestrigen aus Rabat (Marokko) gemeldeten Heilburses wurden noch weitere drei Leichen aufgefunden, so daß sich die Gesamtzahl der Opfer auf 25 beläuft.

Letzte Nachrichten.

Die Ministerkrisis in Bulgarien.

Sofia, 4. Januar. (W. T. V.) Der König empfing heute den Präsidenten der Sobranie Rafschew in Audienz, um mit ihm über die Lösung der Kabinettskrisis zu beraten. Auf Empfehlung Rafschews wurde Radoslawow mit der Neubildung des Kabinetts betraut. Bis morgen mittag muß das Kabinett konstituiert sein, um sich der Sobranie vorzustellen, die nach der morgigen Sitzung in die Weihnachtsferien geht.

Eisenbahnunglück in Spanien.

Madrid, 4. Januar. (W. T. V.) Bei Zuenite de Piedra in Andalusien stieß heute ein Eisenbahnzug mit einer Rangierlokomotive zusammen. Zwei Maschinen, ein Führer und ein Schaffner wurden schwer, mehrere Reisende leicht verletzt.

Orkanverheerungen in New York.

New York, 4. Januar. (W. T. V.) Ein heftiger Orkan hat in der New Yorker City und an der Ostküste New Yorks gewütet und ungeheuren Schaden angerichtet. In New Jersey sind die meisten Landhäuser zerstört. Das Elektrizitätswerk wurde vom Sturm so stark beschädigt, daß es vollständig außer Betrieb ist und die Stadt in völliger Dunkel liegt. Zahlreiche Personen sind ohne Obdach. Eine große Anzahl Schiffe haben Schiffbruch erlitten. Zahlreiche andere werden vernichtet. Bis jetzt schätzt man den Schaden auf über eine Million Dollar. Der Sturm ist der heftigste, der in den letzten 25 Jahren in den Vereinigten Staaten geherrscht hat.

Theater.

Montag, 5. Januar 1914.
Anfang 6 Uhr.
Eines Palast am Zoo. Varietés.
Nachtspiele.
Anfang 6 1/2 Uhr.
Obernhaus. Varietés.
Eines Rollendorf-Theater. Varietés.
Nachtspiele.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Kgl. Schauspielhaus. Ariel Koska.
Deutsches. Ein Sommernachts-
traum.
Königsgrüner Straße. Brand.
Zirkus Busch. Galavorstellung.
Zirkus Schumann. Galavorstellung.
Anfang 8 Uhr.
Urania. Mit Ballon und Flugzeug
über Berg und Tal.
Deutsches Oberhaus. Undine.
Kammerstücke. Weiterleuchten.
Zessing. Vogelnest.
Deutsches Schauspielhaus. Der
zuletzt lacht.
Lustspielhaus. Die spanische Fliege.
Montis Operetten. Die verdohnte
Stadt.
Deutsches Künstler-Theater.
Glaube und Gehmat.
Schiller O. Wenn der neue Wein
blüht.
Schiller Charlottenburg. Andreas
Doser.
Theater am Rollendorfplatz.
Freddy und Freddy.
Theater des Westens. Solenbut.
Berliner. Die lust im Mai.
Komödienhaus. Hinter Mauern.
Kleines. Ketten Gebet.
Trianon. Amalies Hochzeit.
Zbaita. Die Taugelprinzessin.
Kestben. Hohheit — der Franz.
Metropol. Die Kette um die Welt
in 40 Tagen.
Friedrich-Wilhelmstädtisches.
Die Kinodivulgin.
Hofe. Der Schürzenjäger.
Kaffee. Ferdinand der Jugend-
hafte.
Herrnsfeld. Was sagen Sie zu
Leibsch?
Reichshallen. Elektrischer Sängerk.
Wintergarten. Spezialitäten.
Apollo. Spezialitäten.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Duffen. Deines Bruders Weid.
Waldhalla. Wollenbäumler.
Voltes Caprice. Der Kuckuk.
Rauschschimmel. Die Samuels.
Admiralpalast. Die lustige Puppe.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Neues Volkstheater. Der Kaiser-
jäger.
Anfang 9 Uhr.
Berliner Opern- u. Schauspiel.
Eines Rollendorf-Theater. Varietés.
Nachtspiele.
Sternwarte. Nivalidenstr. 57-52

Deutsches Arbeiter-Stenographen-Kartell.

Ortskartell Groß-Berlin.

Arbeiter-Stenographen-Verein „Arends“.

Neue Anfänger-Kurse

beginnen in folgenden Lokalen:

- Bezirk Charlottenburg: Montag, den 12. und 19. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Mowes, Spreerstr. 15.
- Charlottenburg: Freitag, den 16. und 23. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Tholen, Friedrichstr. 45 b.
- Moabit: Dienstag, den 13. und 20. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Paersch, Eldenburger Str. 10.
- Neukölln: Montag, den 12. und 19. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Kutzki, Hermannstr. 75, Ecke Reimestr. 75.
- Norden: Montag, den 12. und 19. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Döhling, Brunnenstr. 79.
- Reinickendorf-Ost: Freitag, den 16. und 23. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Brückner, Brodowstr. 74.
- Osten: Freitag, den 16. und 23. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Fölsch, Petersburger Str. 7.
- Osten: Montag, den 19. und 26. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Pflüger, Köpenstr. 34.
- Süd-Ost: Sonntag, den 11. und 18. Januar 1914, vorm. 10 Uhr, bei Biederstein, Kdaberstr. 59.
- Treptow: Dienstag, den 13. und 20. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Hauser, Gracetr. 68.
- Schöneberg: Dienstag, den 13. und 20. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Maiwald, Bahnlstr. 33.
- Schöneberg: Donnerstag, den 15. und 22. Januar 1914, abends 8 1/2 Uhr, bei Schubert, Seigiger Str. 60.
- Wedding: Sonntag, den 11. und 18. Januar 1914, vorm. 10 Uhr, bei Barleben, Burgsdorfstr. 18, Eing. Willdenowstr.

Das Kursgeld beträgt, Lehrbuch u. Schreibhefte inbegriffen, R. 3,50, für Teilnehmer unter 18 Jahren R. 2,50.

Anmeldungen erfolgen am besten in den einzelnen Lokalen zu Beginn des Unterrichts.

Weitere Auskunft erteilt: Eugen Burckhardt, Neukölln, Herrfurthstr. 33, Hof IV.

Achtung, Vereine!
Sant noch einige Tage frei!
Georg Felsmann
Luisenstadt-Casino
Oranienstr. 180.

Künstlerischer Zahnersatz
m. u. ohne Platte, Plombieren u. Betäubung. Teilzahlg. auch ohne Anzahl. Hohe Kunst, Neukölln, Bergstr. 156.

Angst vor Husten, Heiserkeit, Katarrh brauchen Sie nicht zu haben da Ihnen:
Wyber-Tabletten
Schutz bieten Vorrätig in allen Apotheken und Drogerien. Preis der Originalsachtel M. 1




In raschem Siegeslauf hat sich Kathreiners Malzkaffee den ganzen Erdball erobert. Er wird täglich von vielen Millionen Menschen getrunken. Der Gehalt macht's!

Stoffe

- für Maßanzüge, Paletots Meter M. 5, 7, 9
 - Kostüm- und Ulsterstoffe Mtr. M. 3, 4, 5
 - Persianer mit. 130 cm br. Meter M. 7 50 9 50
 - Plüsch prima Qual. Meter M. 15
 - Seiden-Seal Meter M. 3, 4, 5
 - Damentuche Meter M. 3, 4, 5
- Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H. Gertraudenstr. 20/21 vis-à-vis der Petrikirche

Erstklassige Briketts
1000 Stück M. 8.-
Halbsteine M. 0.30, Gaskoks M. 1.75, Steinkohlen M. 1.75, Brennholz.
Michel-Brikett-Vertrieb
Neukölln, Telephon 1610
Kneesebeckstr. 148.

In Freien Stunden
Die Wochenchrift für Arbeiterfamilien
Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.
Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung. Herausgegeben 248/12 von Max Grünwald. Heft 6:
Schiller und die Arbeiter
Von Conrad Haensch.
Preis 40 Pf.



Inventur-Ausverkauf

auf sämtliche in den Verkaufsräumen befindlichen Waren für Winter und Sommer, mit Ausnahme von Maßanfertigung.

- Parterre:**
Knaben- u. Jünglingskleidung. Herrenhosen u. Westen. Herrenartikel u. Sport.
- I. Etage:**
Herrenanzüge, Paletots, Ulster, Loden- u. Pelzkonfektion, Schlaf- u. Morgenröcke, Gummiröcke etc.
- II. Etage:**
Damen-Konfektion.

Der Inventur-Ausverkauf beginnt heute Montag, den 5. Januar.

H. Esders & Dyckhoff

Gertraudenstraße 8-9 (Petrikirche).



A. Polbe.

Polizeipräsident v. Jagow (Dr. jur.):

„Lehmann, nehmen Sie der Person die Binde vom Koppe und geben Sie ihr statt der Wage n' anständigen Browning“.

An Oefen und Maschinen. Siederei.

Unter dem prall hingewölbten Wellblechdach
schwirren Laufklagen wie grimme Termiten
im Urwaldbau. Männer, die ihre Stirn braun brien
am Schmelzofen, fangen den weißglühn Bach
der Stahlerze in Tiegel zum Funkengeziß.
Immer zu zwein, die Feuergefäße gepackt mit Zangen,
schreiten sie ohne Murren und Bange
hinter Kommandos, gepiffen vom Werkmeistertisch.
Rattert zum Guß dann das Glockensignal,
durchzuckt die Halle ein Sintflutblitz.
Und über dem Riesenfanal
der trachenden Formen schwebt wiehernd ein Satanschor
Der Dampf aber schießt aus tausend Bizen
wie ein Schwarm weißer Tauben empor.

Fräser.

Gebietend bleden weiße Hartstrahlzähne
aus dem Gewirr der dunklen Transmiffion.
In Feuerkurven, die wie Blitze lohn,
schiebt sich ein Staubschwung krauser Kupferspäne
aus Rillen vor und übertaubt die Stirnen
gebückter Männer, die von Schweiß betropft
schwer ächzen, während automatenhaft gestopft
Maschinen weiter rasen, Platten zu zerkwirnen.
Ein Fäusteballen hin und wieder und ein Fluch,
Schmerzschrei und widerlicher Brandgeruch
an Muskeln jäh emporgeleckt: zu töten!
Doch einen trifft von Gott her das Geheiß:
mit seinem Blut den wutgezähnten Kreis
zum Heil der Brüder opferfroh zu töten.

Paul Zech.

Bürgermeister-Nöte.

Ja —: so ein Bürgermeisterramt ist oft ein schweres Pöfle;
viel schwerer, als man gemeinhin meint. Es will doch was heißen,
so ein Städtle oder gar eine größere Stadt zu regieren. Zu
regieren —, verstehen Sie wohl? — Nicht etwa nur noch
Donaufschlingen zu fahren und Hirsche zu schleichen und von
da zum Fürsten Pies auf die Hasanenjagd und das

Schreibwerk den Ministern zu lassen —, bewahre. Sondern
wirklich zu regieren, zu raten und zu raten für's
Wohl der Stadt, — das ist eine ganz heidenmäßige Arbeit
und der „Lokal-Anzeiger“, der eben auf die blühdumme Idee ge-
kommen ist, durch seine Leserschaft die sieben modernen Weltwunder
zusammensuchen zu lassen (als ob nicht jaustament jedermann, der
das Scherblatt abonniert, schon dadurch bezeugen würde, daß er
impotent zum Mitreden in Menschheitsfragen ist) — also, der
„Lokal-Anzeiger“ soll dies nur unter seine Weltwunder aufnehmen,
daß die Bürgermeister noch nicht sektionsweise mit der Behauptung
haufieren gehen, daß sie, aber auch ausgerechnet sie die schlecht-
begabtesten Leute auf Gottes Erdboden seten. Wo es doch sonst
alle Staatsdiener tun. (Und etliche sogar mit Recht.)

Immerhin haben aber auch die Bürgermeister ihre Nöte. Und
wenn man bisher davon nicht viel zu hören kriegte, geschah's gewiß
nur, weil sie nach dem edlen Spruch handelten (den viele gutherzige
Hosamen am liebsten in jedes Proletariatschlafzimmer stiften
möchten, in Golddruck, mit Vergißmichtheil): „Verne leiden, ohne
zu klagen!“

Manchmal aber läuft auch der Mund, der zu einem vollen
Bürgermeisterherzen gehört, über. Und erzählt von den Nöten und
Gewissensqualen seines Amtes. Und es kommt vor, daß er
— dieser Mund oder dieser Bürgermeister — beispielsweise im
„Kommunalblatt für Ehrenbeamte“ (Nr. 35) von den Nöten redet, in
die so ein Bürgermeister bei „Stellenbesetzungen“ kommt.
Und dann kann man — das folgende ist aber bitterer Ernst, nicht
etwas Ironie! — folgende Beschreibung der Wahl der Qual, — nein:
Qual der Wahl lesen:

„Alle Bewerber haben ersüßliche Gründe für sich. . . Dieser
hat . . . ein anderer ist . . . usw. Und wieder ein anderer ist der
wärmstens empfohlene Schützling eines guten Freundes,
dem man wirklich gerne gefällig sein möchte, und
dann kommt schließlich noch einer und hat ein so prächtig frisches
Gesicht, ist so vollendet gewachsen, schon äußerlich so ansprechend und
nett, daß die liebe Hausfrau und vielleicht auch das
Töchterchen ganz entzückt von diesem garmannten Menschen sind
und dem gestrengen Hausvater ersüßlich darlegen, daß . . . unbedingt
dieser Bewerber in das Städtchen einzuziehen müsse, wenn's
in irgend einem Winkel der Verwaltung einmal tätig vorwärts
gehen soll; ja — und da möchte man doch auch nicht
„nein“ sagen.“

Ja, — das wird man verstehen und begreifen. Und dem in
Gewissensangst quälenden Bürgermeister sein Mitleid nicht veragen.
Wählt er den einen Bewerber, den der gute Freund protegirt, —
dann geht dem Töchterchen der schon eräugelte Mann und ihm der
Eidam flöten; wählt er diesen aber, dann ist ihm der „gute Freund“
ernstlich böse und wählt ihn, den Bürgermeister, vielleicht bei der
nächsten Bürgermeisterwahl nicht wieder!

Schlimm, sehr schlimm! Ein Glück nur, daß solche, ein Bürger-
meisterherz zerreißenden Entscheidungen doch selten sind. . . Wahr-
haftig ein Glück, daß meistens gleich nur ein Bewerber in

Frage kommt — der eine eben, der immer dabei ist, der mit allen
sieben oder vierzehn vornehmsten Sippen der Stadt irgendwie ver-
wandt und verschwägert, dazu noch der präsumptive Schwiegerjohn
einer dieser Familien oder des Bürgermeisters ist — und die
Stellung auch in jedem Falle liegt.

Wahrhaftig ein Glück, — denn wieviel Bürgermeister sonst ihre
Nöte im „Kommunalblatt für Ehrenbeamte“ ausbluten lassen würden,
ist gar nicht auszubedenken.

Hanne.

Von L. Winfeld.

Die neue Pflegerin, die mit dem idealen Augenaufschlag, wollte
die Hanne manchmal in Säug nehmen. Da kam sie gut an.

„Paul ist das lange Ness, nichts weiter,“ erklärte Fräulein Gade,
die resolute der Pflegerinnen. „Der Pastor hat neulich gesagt:
Die Hanne ist nicht blöde und nicht schwach. Sie will bloß nichts
lernen!“

Die „Neue“ dachte, daß Herr Pastor darüber eigentlich kein
Urteil habe. Er kümmerte sich sehr wenig um seine Pflegerin, das
einlaufende Geld war ihm die Hauptsache. — Aber sie hütete sich,
es auszusprechen. Die Stelle in der Blindenanstalt, wenn auch nur
mit fünfzehn Mark monatlich dotiert, war doch ein Unterschlupf. Zu
Haus unter den acht Geschwistern hatte sie's nicht ausgehalten.
Und — man konnte nicht wissen! Es kamen manchmal angehende,
junge Missionare in die Anstalt, und der schwärmerische Augenaufschlag
stand so gut zu ihrem blonden Schmelz.

Also hieß es: das entfehlige Gesdrei der Nöten, den Gestank,
die Läufe in den Kauf zu nehmen. Das Essen war immerhin besser
als zu Hause.

Die Hanne tat ihr ja leid, die arme, kranke Blinde. Nicht nur
den lieblosen Pflegerinnen war sie auf Gnade und Ungnade auf-
geliefert, auch die Leidensgenossen, soweit sie noch nicht völlig dem
Stumpfsinn verfallen, meinten und quälten die Bedauerndworte aller-
orten. Es schien, als hätte das Schicksal dies stille, vor sich hin-
brütende Geschöpf zum Abgabekleider aller Grausamkeit ausersehen,
die sich in den Anstaltsinassen aufspeichert.

Ihr täglich bittendes: „Dat mi stum!“ half ihr nichts. Sie
wurde zum Turnen aus ihrer Bank gezerrt. Man puffte sie, zwang
die mageren, welken Arme in die Höhe, ließ sie Aniebnge machen,
bis sie zusammenbrach. Der Anstaltsarzt hatte bei seinen kurzen
Besuchen „zu viel zu tun“, um sich um Hanne kümmern zu können.
Ihn besüßigte Erich, der niedliche, kleine Epileptiker, und Gustav,
der droßige, erst vor kurzem Erlöndete, viel mehr.

Wenn der vierjährige Gustav, der des Arztes Schritt aus allen
herauskam, sein gewohntes: „Doster, haste Salade?“ brummte
und sich erkundigte, ob draußen die Sonne scheint, wie sollte der
Arzt da noch Augen für die stumme, häßliche Hanne inmitten der
johlenden Blinden haben?

Zur Entstehungsgeschichte des Züricher „Sozialdemokrat“.

R. In der vorletzten Montagsnummer des „Vorwärts“ (22. Dezember 1913) veröffentlichte ich einen Brief Bebel's an Marx. Ich schickte ihm einige einleitende Worte voraus, die jetzt dem Genossen Bernstein den Anlaß geben, einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Züricher „Sozialdemokrat“ zu liefern.

Leider liest Genosse Bernstein, wie schon die Redaktion des „Vorwärts“ ganz richtig bemerkte, aus meiner Einleitung verschiedenes heraus, was nicht darin steht.

Meine Aufgabe war nicht, eine Geschichte des Züricher „Sozialdemokrat“ zu schreiben. Um dem Leser die Situation zu vergegenwärtigen, aus der Bebel's Brief entsprungen war, um ihm die damaligen Stimmungen in Deutschland und in London klar zu machen, wo die „Alten“, Marx und Engels, wie immer lebhaft auf alle Ereignisse in der deutschen Partei reagierten, wies ich auf einige Tatsachen hin, die Bebel's Brief, meiner Ansicht nach, am besten erläutern. Ich sagte nur alles das zusammen, was aus der einschlägigen Literatur bekannt ist und habe nur eine Tatsache — Bebel's Aufnahme in London — erwähnt, die mir von Bebel selbst erzählt worden war.

Wenn Genosse Bernstein jetzt in den zehn Zeilen, die ich dem „Sozialdemokrat“ widmete, eine Reihe von Angaben findet, die „irriger Natur“ sind, so ist es wirklich zu bedauern, daß er bis jetzt noch keine Zeit fand, um die bis jetzt verbreiteten „irrigen“ Angaben zu berichtigen. Polemisiert er doch nicht gegen mich, sondern gegen Marx, Engels, Liebknecht, Bebel, Vollmar, die alle damals den von mir erwähnten Aufsatz ebenso aufschickten.

Leider schlägt Bernstein auch jetzt in seinem Artikel einen ganz irrigen Weg ein. Statt die Tatsachen zu berichtigen, polemisiert er, fünfundsiebzig Jahre später, gegen Angriffe von Marx, Engels, Bebel, die, so „irrig“ sie sein können, eine historische Tatsache bleiben. Und ich, als Historiker, war gezwungen, ihre damaligen Ansichten richtig wieder zu geben.

So polemisiert Genosse Bernstein sehr ausführlich gegen die von mir mitgeteilte Tatsache, daß die „Alten“ sehr mißtrauisch gegen den „Sozialdemokrat“ gestimmt waren, weil an der Redaktionskommission außer Höchberg auch Schramm und Bernstein teilnahmen, die kurz vorher in einem Artikel der Partei vorgeworfen hatten, bislang ausschließlich eine „Arbeiterpartei“ (nicht eine „Arbeiterpartei“, wie Genosse Bernstein den Passus zitiert) gewesen zu sein, die Bourgeoise Ledurch gegen sich aufgebracht und bis zu einem gewissen Grade provoziert zu haben.

Stimmt meine Darstellung oder nicht? Wie verhielten sich Marx und Engels in Wirklichkeit?

Lesen wir, was Marx an Sorge am 19. September 1879 schrieb:

„Unsere Streitpunkte mit Rost sind keineswegs die der Züricher Herren (des Trio Dr. Höchberg, Bernstein seines Sekretärs) und E. Schramm). Wir werfen dem Rost nicht vor, daß seine „Freiheit“ zu revolutionär ist, wir werfen ihm vor, daß sie keinen revolutionären Inhalt hat, sondern in Revolutionen phrasen macht. Wir werfen ihm nicht vor, daß er die Parteiführer in Deutschland kritisiert, sondern kritisiert, daß er öffentlichen Skandal macht, statt wie wir den Leuten i. e. H. öffentlich seine Meinung mitzuteilen. Zweitens aber, daß er dies nur zum Vorwand nimmt, sich selbst wichtig zu machen und die blödsinnigen Geheimverträge der Herren Weber junior und Kaufmann in Umlauf zu setzen.“

Marx erzählt weiter die Geschichte mit der Redaktion des „Sozialdemokrat“. Man sieht gleich, daß sein Mißtrauen am meisten durch die Tatsache erweckt worden ist, daß als Verwaltung- und die Redaktion beaufsichtigendes Komitee in Zürich das Trio „Höchberg—Bernstein—Schramm“ ernannt wurde.

Diese Leute, theoretisch Null, praktisch unbrauchbar, wollen dem Sozialismus (den sie sich nach den Unübersetzungsrezepten zurecht

gemacht) und namentlich der sozialdemokratischen Partei die Zähne ausbrechen, die Arbeiter aufklären, oder wie sie sagen, ihnen „Bildungselemente“ durch ihre konfuse Halbwissenschaft zuführen, und vor allem die Partei in den Augen der Spießbürger respektabel machen. Es sind arme konterrevolutionäre Jungendfänger.“

Genosse Bernstein erwähnt jetzt die, wie er angibt, auf Trümpfen von ihm im Sommer 1879 erfolgte Reise Höchberg's nach London, eine aus dem alten Brief von Marx schon bekannte Tatsache.

„Unterdes kam Höchberg her, um uns zu fördern. Er fand nur Engels vor, der ihm den tiefen Abgrund zwischen uns und ihm durch kritische Besprechung des von Höchberg (unter dem Pseudonym Dr. S. Richter) herausgegebenen Jahrbuchs klar machte. (Sieh Dir das elende Fabrikat an: der Artikel, gezeichnet mit drei „S“ ist das Dreigestirn Höchberg, Bernstein, Schramm). Etwas Blamableres für die Partei ist nie gedruckt worden. . . Höchberg fiel wie aus den Wolken, als Engels ihm reinen Wein einschenkte, er ist ein „friedlicher“ Entwicklungsmann und erwartet die proletarische Emanzipation eigentlich nur von „gebildeten Bourgeois“ i. e. Feinseglern.“

Marx ist weiterhin noch heftiger: „Sollte nun das „Wochenblatt“ — das Parteivororgan — in der von Höchberg's „Jahrbuch“ imitierten Weise vorgehen, so wären wir gezwungen, öffentlich gegen solche Verführung der Partei und der Theorie aufzutreten!“

Zwei Monate später, am 18. November 1879, schreibt Marx:

„Du wirst meinen Brief, wo ich Dir über die letzten Vorgänge im Inneren der Partei schrieb, wohl erhalten haben. Seitdem ist Höchberg und Züricher Konfession wenigstens nominell entfernt worden aus der Redaktionskommission, die nun in Leipzig sitzt, während Vollmar als Redakteur zu Zürich funktioniert. Viel ist sein Blatt „Der Sozialdemokrat“ nicht wert. Jedenfalls haben aber familiäre Kennenwerte unter unseren Konfessionen, Liebknecht, Bebel, Bracke usw. das „Jahrbuch“ des Dr. Höchberg alias Richter desabonniert, obgleich bis jetzt nur — „privatim“.“

Alles das ist schon längst veröffentlicht, und Genosse Bernstein konnte es schon längst widerlegen.

Wie richtig aber meine Darstellung der damaligen Stimmungen in der Partei sei, kann Genosse Bernstein noch aus folgendem un veröffentlichten Brief des anderen „Alten“, nämlich von Engels an J. Ph. Veder ersehen (8. September 1879).

„Die „Freiheit“ wird das neue Jahr kämmerlich überleben, wenn ihr nicht durch Dummheiten von anderer Seite eine neue Bedeutung gegeben wird. Man will ein offizielles Parteiorgan in Zürich gründen und die Zeitung — unter oberer Kontrolle der Leipziger — in die Hände der Züricher Deutschen legen, von denen ich nicht sagen kann, daß sie mir Vertrauen einflößen. Wenigstens stehen in dem von Höchberg, der einer davon ist, herausgegebenen sozialwissenschaftlichen Jahrbuch ganz kuriose Dinge: Die Partei habe unrettbar sich als eine Arbeiterpartei hingestellt, sich das Sozialistengesetz durch unzeitige Angriffe gegen die Bourgeoisie selbst zugezogen, es handle sich nicht um Revolution, sondern um lange friedliche Entwicklung usw. Dieser feige Blödsinn ist natürlich Wasser auf Rost's Mühle. Und er ist bei der Hand, ihn auszubenten, wie Du aus den letzten Nummern der „Freiheit“ siehst. Man hatte uns von Leipzig aus aufgefordert, mitzuarbeiten am neuen Organ, und wir hätten auch zugestimmt, aber seitdem wir wissen, wer die höchste Leitung erhalten soll, haben wir wieder abgesehen, und seit diesem Jahrbuch hört vollends aller Verkehr mit den Leuten auf, die diesen Blödsinn und diese Verächlichkeit in die Partei einschmuggeln wollen, mit Höchberg und Genossen. Die Leipziger werden bald merken, was sie da für Bundesgenossen ergattert haben. Ueberhaupt wird es bald einmal Zeit, aufzutreten gegen die philanthropischen Groß- und Kleinbürger, Studenten und Doktoren, die sich in die deutsche Partei eindrängen und den Klassenkampf des Proletariats gegen seine Unterdrücker in eine allgemeine Menschenbrüderungsanstalt verwässern wollen, und das im Augenblick, wo uns die Bourgeoisie,

*) Briefe und Auszüge aus Briefen . . . an Sorge. Stuttgart 1906. Verlag von J. & W. Dietz. S. 162—67.

mit der man uns verbrüdernd will, außer dem Gesetz erklärt, unsere Presse zertrümpert, unsere Versammlungen geprügelt und der Polizeiwillkür sans phrase ausgeliefert hat. Die deutschen Arbeiter werden diese Art Kampagne schwerlich mitmachen.“

Genosse Bernstein will jetzt die verstorbenen Höchberg und Schramm „in Schutz nehmen, der Partei einen so unsinnigen Vorwurf gemacht zu haben, wie der Verfasser von dem erwähnten Aufsatz behauptet“. Das ist sein gutes Recht, leider aber ist es nicht meine Benignität, die dies behauptet, sondern Marx, Engels und viele andere, alles Leute, die deutsch sehr gut verstanden haben.

Dieser Mann jetzt — fünfundsiebzig Jahre später — der „Dreigestirne-Aufsatz“, so versteht man sehr gut, warum Genosse Bernstein noch jetzt Wert darauf legt, zu wiederholen, daß er nur „gerade 18 Zeilen“ in diesem, wie er selbst noch jetzt zugibt, „unzeitgemäß“ veröffentlichten Artikel, der so „viel Ansehbares“ enthielt, geschrieben hat. Und doch stellte sich der Aufsatz, wenn Genosse Bernstein jetzt den Inhalt dieses Artikels richtiger wiedergibt als früher, nur das Ziel, die Notwendigkeit einer viel umfangreicheren Bildungsarbeit zu beweisen!

Eine Nachprüfung der ganzen Kontroverse ist gewiß notwendig, es wird aber schwer sein, den Beweis zu liefern, daß die damalige Auffassung, die nicht nur von Marx und Engels, sondern auch von allen führenden Genossen geteilt wurde, nichts als ein „Mißverständnis“ war, daß alle Maßnahmen, die gleich darauf getroffen worden waren, um den Geist, der aus dem Dreigestirn-Artikel atmete, in Zukunft nicht aufkommen zu lassen und der Kritik der „Mottianer“ jeden Anlaß zu nehmen, nur die Frucht eines gänzlich aus der Luft gegriffenen „Mißtrauens“ waren.

Den besten Beweis gegen Bernstein liefert eben der „Sozialdemokrat“, der nie seine Bedeutung erreicht hätte, wäre er nicht in einem Geist redigiert, der ebenso weit von dem rückgratlosen Opportunismus des „Dreigestirne-Aufsatzes“ wie von der revolutionären Ubrausendfängererei der „Freiheit“ entfernt war. Daß dieser „grundfällige Charakter“ nicht ohne Mitwirkung eines Engels und eines Marx sich in der Redaktionsführung des „Sozialdemokrat“ festsetzte, ist eine Tatsache, die jetzt auch Bernstein bestätigt. Und mir ist es nie eingefallen, Bernsteins große Verdienste um die Redaktionsführung des „Sozialdemokrat“ zu bezweifeln. Wie er selbst zugibt, war der „Sozialdemokrat“ dem Inhalt nach im hohen Grade Produkt von Kollektivarbeit — Produkt der „Hilfe“ eines Marx, eines Engels, eines Kautsky, eines Bebel, eines Liebknecht, ebenso wie der „Hilfe“ eines Motteler und all jener Namenlosen, die hinter dem „roten Postmeister“ standen. Und war Bernstein seit 1881 — bis zum Fall des Sozialistengesetzes — der geschickte Steuermann des „Sozialdemokrat“, so nur, weil er sich gänzlich von dem Geiste des „Dreigestirne-Aufsatzes“ befreit hatte und das Blatt, wie er sagt, „theoretisch, soweit dies im Bereich seines Könnens lag, im Geiste der Lehren von Marx und Engels“ hielt.

Nur das — und nicht „ziemlich zweideutig“, sondern ganz klar — ist in meinen einleitenden Worten zu Bebel's Brief an Marx gesagt.

Geschichte eines Waschlübeck's.

(Neue Auflage.)

Kn. London, 1. Januar 1914.

Ein wütender theologischer Streit ist im Jahre des Heils 1913 in England ausgebrochen. Man sollte meinen, daß Jonathan Swift der theologischen Kontroverse schon vor mehr als 200 Jahren mit seiner „Geschichte eines Waschlübeck's“ den Gnadenstoß versetzt habe. Aber die Welt hat nun mal einen harten und gefühllosen Hintern, wie der witzige irische Dichters in seinem Reizstern bemerkt. Der Titel seines Werkes hängt mit der Gewohnheit der alten Seelen zusammen, die dem Walsch ein Haß zum Spielen hinwarfen, damit das Ungeheuer das Schiff in Ruhe ließ. Nun aber befindet sich der theologische Jachthofaurus gar nicht mehr wohl in der Kreide-

kleine Pflegerin mit der unappetitlichen Arbeit beschäftigt war. Sie führte ein unerträgliches Jucken angedrückt der kratzenden, häßlichen Tiere, und sie dachte schweren Herzens an die armen, verlassen Kranken in ihren Betten.

„Wie sind in erster Linie Erziehungsanstalt für Blöde,“ erklärte die Oberin dozierend. Ihr kalter Blick forschte durchdringend in dem änden Gesicht der Pflegerin. „Zeitlägerige Kranke haben wir — Gott sei Dank — nicht viele. Sie müssen so mildurchgehen.“

„Aber Herr Pastor hat mir geheißen —“
Ein böses Funkeln glomm in den Augen der Oberin auf, und die „Neue“ merkte, daß sie einen Fehler gemacht. Pastor und Oberin lagen sich stets in den Haaren.

Einstiges Schweigen trat ein. Vom Hofe her tönte Fräulein Gades helle, nicht unakademische Stimme: „Ein Jäger aus Kurpfalz, der rettet durch den grünen Wald —“ Sie erzitterte mit den Schwachsinnigen. Sie sang absichtlich laut. Herr Pastor hatte einige junge Herren, Volkswirtschaftler, mitgebracht und zeigte ihnen seine Musteranstalt.

Aus dem Klassenzimmer der „Vorgeordneten“ drang das plärrende Raschelploppern eines Kirchengliedes. Das Zöhlen der Blöden erklang wie ferner Donner, dazwischen ein schrilles, monotones: „Schmidlecken Pfefferluchen haben!“

Die Oberin ging mit rauschenden Röden zur Tür hinaus. Sie hatte durch das Fenster die Küchenschwefel mit wohlgefülltem Tablett über den Hof kommen sehen.

„Die haben's gut,“ sagte die verschäfterte, keine Pflegerin zur „Neuen“. „Was die alles zum Frühstück präpelt: Gelegte Brötchen, Eier, Wein und so schönen Wagnemayensalat: Wir dagegen mit unseren lahlen Bolzen! Aber man muß froh sein —!“

Sie seufzte. — Die „Neue“ antwortete nicht. Sie lauschte auf den Fluß hinaus, wo das Getropfel der Männer Schritte verklang. Der Pastor hatte seine Gäste wohlwollend an dem Kranken- und Wagnenjaal vorbeigeführt.

„Ich muß zu meinen Kranken!“ rief die „Neue“ ängstlich. „Schwefel-Jema kommt gewiß noch lange nicht wieder, und — wenn die nun was wollen!“

Sie rannte hinaus. Die andere rief ihr ein böses: „Na, warten Sie mal!“ nach.

Als die „Neue“ die Tür zum Krankenzimmer öffnete, schlug ihr penetranter Geruch entgegen. Sie wußte: Typhuskranke waren unter den Patienten. Der eine Brunnen dicht an der großen Zisterne war verfault.

Die Pflegerin stieß das Fenster weit auf, ermittelte und beseitigte die Ursache des Geruchs. Aus allen Betten klang Wimmern.

Wie ein ungeläuter Gnom hochte der augenlose, budige Knabe Heinz auf seinem Lager. Seine fürchterlich großen, wargenbedeckten Hände griffen wie Krallen nach dem Nachbart, wo ein spinnweb-

seines, blondes Mädchen lag. Die Pflegerin brachte die garte, kleine Annie außer Gefahr. „Halb verhungert!“ konstatierte sie mit Schrecken.

Daneben war es still. Ein bandagierter Kopf lag unbeweglich in den Kissen. „Blind, taub, stumm und freßenden Lupus dazu!“ dachte das junge Mädchen mitteilend. „Daß es soviel Elend in der Welt gibt!“

Wunderschöne Weisenaugen lugten aus dem nächsten Bett heraus. Die Pflegerin führte lieblich den Becher, den die verbundenen Finger der Kranken nicht halten konnten, an die dürstenden Lippen des Kindes. Das Arme! Es wollte aus der Anstalt entfliehen und hatte sich dabei so arg verlegt.

Am letzten Bett machte die junge Pflegerin erschrocken Halt. Die Hanne! — Und wie sie aussah! Ganz blau im Gesicht und die Augen tief in den Höhlen!

Die „Neue“ nahm die wackelbeinigen, kalten Hände, die so still auf der Decke lagen, beinahe zärtlich in die ihren. „Bist Du was, Hanne?“

Die schwachen Lider hoben sich langsam. „Mudder!“ hauchten die blauen Lippen. „Grüt mir Mudder!“ Die starren Augen brachen. Friede senkte sich auf das blinde Gesicht. — Die Pflegerin sank weinend an Hannes Bett in die Knie. Die Hanne starb, und sie allein mit ihr! — Sie hatte noch nie einen Toten gesehen.

Je länger sie aber in das plötzlich festlich vornehm gewordene Anstalt der Blinden schaute, je ruhiger wurde sie. Ein Entschluß leimte in ihr auf.

Sie ging festen Schrittes die Treppe hinunter und trat — ohne anzuklopfen — in das für den Herrn Pastor reservierte Zimmer ein. Um den gemähten, runden Tisch herum saßen Pastor und Oberin, mit ihren Wästen tafelnd. Der Wein und die Speisen dufteten.

„Hanne Arple ist toben gestorben,“ meldete die Pflegerin, und ihr tränenerfüllter Blick tauchte furchtlos in die sich ihr entrüstet zuwendenden Gesichter. „Offenbar hat man sie zu Tode gequält.“

Der Pastor schnehte in die Höhe. „Sie sind eine Pflichtvergessene. Warum rufen Sie nicht rechtzeitig Herrn Doktor?“

„Weil das Wagnenvertigen wichtiger war als die Kranken!“ antwortete die „Neue“ mit einer Handbewegung nach der Oberin hin.

Mit wogendem Wusn sah die auf ihrem Stuhl. Sie pafften wohl nicht in uniere Anstalt“, kuckte sie endlich, und ihre Blide funkelten wie geschliffene Dolche.

„Aberdings nicht!“ gab die Pflegerin mit hochroten Wangen zurück. „Ich glaube, hier wäre eine Institution christlicher Liebe, aber ich sehe —“

„Hinaus!“ rief der Pastor mit sich überschlagender Stimme. „Entschuldigen Sie, meine Herren, doch diese Person —“

Der ruppige Eich hatte es besonders auf Hanne abgesehen. Das hüßliche Geräch, das ihm die Krämpfe ließen, reizte gerade aus, der Blinden bei Tisch das Essen vom Teller zu stehlen, ihr auf den Schoß zu springen, sie zu beschleichen. Und die Pflegerinnen lachten dazu. —

Halb sieben Uhr morgens. — Die Andacht, bei der die noch transportablen Blöden Zuhörer sein mußten, war vorüber. Hanne schloß in dem Auditorium.

„Sie host“, erklärte Fräulein Gade der neuen Pflegerin. „Ich habe sie um halb fünf zum Kopfwaschen antreten lassen. Das Häub-aufstehen paßt ihr nicht.“

Die „Neue“ schüttelte sich leise. Sie hatte das Geheiß der Pflegerin, deren Köpfe von den beiden Häuten der Gade mit Petrostein (wegen der Säure) und mit Bürste und Seife bearbeitet worden, aus dem Vabekeller heraufgehört.

„Wie ertrag ich hier nur!“ dachte sie trostlos. Gestern Abend im Rechtsdienst hatte Herr Pastor sie bei der Lesüre von Schillers „Jungfrau von Orleans“ ertappt und ihr mit strenger Miene das Buch weggenommen. Es lämen so viele unästhetische Zeichnungen wie „Bastard“ usw. darin vor! Sie solle im Gesangbuch lesen, wenn sie nichts für die Pflegerin zu stopfen habe! —

Ja, das Stopfen! Jede Stunde, die man nicht unter den Blöden verbrachte, war dem Plätten und Waschen, Fäden und Stopfen gewidmet. —

„Aber die Hanne scheint wirklich krank zu sein“, sagte die junge Pflegerin zaghaft. „Ob nicht lieber Herrn Doktor —?“

Fräulein Gade warf ihr einen so vernichtenden Blick an, daß sie verstummte. Da zerkerte auch schon des Pastors dülze Stimme im Fluß. „Wo ist das neue Fräulein? Sie soll Schwester Irma bei den Kranken vertreten.“

Die „Neue“ atmete auf. Das war ein Posten nach ihrem Sinne. An den Betten der Kranken stillen Dienst tun, alle Liebe, die man in sich spürte, in eine freundliche Bewegung, ein warmes Wort legen und sich freuen können über das Aufwachen in den armen Gefächern!

Sie rannte noch einmal rosch in ihr kaltes Stübchen hinauf, das sie erst um zehn Uhr abends aufräumen sollte. Als sie zurückkam, trat ihr auf der Treppe die Oberin berweisend entgegen.

„Sie halten sich in Ihrem Zimmer auf, während Sobiel zu tun ist?“

„Ich muß Schwester Irma vertreten —“

Die Kranken liegen gut ein paar Stunden allein,“ sagte die Oberin hart. „Kommen Sie hierher. In den Betten sind Wagnen, die müssen raus.“

Die „Neue“ zögerte, aber der Respekt vor der Oberin, die eine Gräfin Biesewitz war, überwog. Sie folgte der imponierenden, hohen Gestalt in den Schlaßaal, wo bereits eine verkrüppelte,

formaktion; er ist wieder an die Oberfläche gekommen und spielt schauend und brüllend mit seinem Fuß, das diesmal die Inschrift „Kifuku“ trägt.

Wer, wie oder was ist Kifuku?
Kifuku ist eine Ortschaft in Britisch-Ostafrika, wo letzten Juni etwa 60 Missionare der verschiedenen protestantischen Kirchen und Sekten zusammenkamen, um zu beraten, ob es nicht möglich sei, die Konkurrenz untereinander auszuscheiden. Zweifelslos ein lobenswerter Zweck; denn wenn die Schwarzen nun einmal Christen werden müssen, so ist es doch jedenfalls besser, daß ihnen die bekannten geschäftigen Händel über Dogma u. s. w. erspart werden. Vielleicht war dieses Wohlwollen nicht der einzige Antriebe zu der Konferenz; an der Spitze macht nämlich der Mohammedanismus dem Christentum eine sehr gefährdete Konkurrenz.

Anglikaner, Presbyterianer, Baptisten, Methodisten und Quäker kamen also zu einem bis jetzt noch unverändlichen Kompromiß, nach dem jeder religiösen Gemeinschaft ein gewisses Gebiet eingeräumt werden sollte. Jedes Mitglied des vorgeschlagenen Verbandes sollte sich verpflichten, das apostolische und nicäische Glaubensbekenntnis und die Bibel loyal anzuerkennen; eine Schwierigkeit entstand jedoch, als es sich darum handelte, unkonfirmierte Personen zu dem Abendmahl der anglikanischen Kirche zuzulassen. Aber auch darüber kam man mit Hinweis auf das sogenannte Lambeth Quadrilateral, das das Verhältnis der anglikanischen Staatskirche zu anderen reformierten Kirchen regelt, hinweg. Wahrscheinlich hätte auch diese Konferenz nichts Bedeutsames geboren, wie denn auch ähnliche Konferenzen, die in den Jahren 1907 und 1909 abgehalten wurden, im Grunde verließen, wenn nicht am Schluß etwas ganz Unerhörtes passiert wäre. Als Abschluß der Konferenz, auf der die sich einander befehdenden christlichen Missionare die Streitart begraben hatten, gelehrte der anglikanische Bischof von Rom-basa das Abendmahl im Beisein aller Konferenzteilnehmer, und zwar in einer presbyterianischen Kirche, der einzigen Kirche in Kifuku. Ergreimt hatten sich die Vertreter der anglikanischen Universitätsmission von dem ganzen Treiben abwärts gehalten. Denn was soll aus der theologischen Fakultät werden, wenn die Kirchen und Sekten einmal anfangen, die Bräuer- und Friedensstücke ernst zu nehmen? Hier bot sich den Herren von der Universitätsmission eine famose Gelegenheit, nach der theologischen Weise dreinzuwischen. Ihr Wortführer, der Bischof von Janjibar, bezifferte einen flammenden Protest gegen die Konferenz und beschuldigte in einem Briefe an den Bischof von St. Albans die Bischöfe von Bombasa und Uganda der Keterei in bezug auf ihre Lehren über den Episkopat. Nun war, wie der englische Volksmund so ausdrucksvoll sagt, das Fett im Feuer. Die Flamme sprang von Ostafrika nach England über und bald lagen sich die drei miteinander rivalisierenden Parteien der Staatskirche grimmig in den Haaren. Man warf sich Schmeicheleien wie „Brunnenvergifter“ an die ehrwürdigen Köpfe und kramte das ganze Arsenal des Mittelalters wieder aus.

So liegen die Dinge heute. Der Kampf tobt rechts und links und in der Mitte, und den streitbaren Geistlichen, die in der „Times“ kein Blätchen zum polemisieren erweisen können, zittern die Rüstern, wie dem Kampfprotz, das von weitem die Schlacht riecht. Inzwischen hat man die schwarzen Brüder in Afrika vergessen. Was wird aus ihnen? Wahrscheinlich werden die Anhänger des Abkommens von Kifuku verlieren. Und dann wird wieder unser ostafrikanischer Anglikaner mit überlegenem aristokratischen Köpfchen auf den bedauernden Dissidenten herabbliden, und der tabenschwärze Quäker wird bei dem einfachen Lebensgefühl seiner Brüder schwören und die importierten Ledstiefel und Zylinder für eine Erfindung des Gottselbetuns erklären. Freilich für die Staatskirche steht in diesem Streit der Gottesmänner am meisten auf dem Spiel. Die Dissidenten befinden sich in der Lage des Judas in der Fabel, der in einer Falle den Schwanz verloren hatte und dann hinging und das religiöse Dogma erford, daß sich jeder rechtsläubige Jude, der in den himmlischen Höhenfall kommen wolle, den Schwanz amputieren lassen müsse.

Doch in Wirklichkeit sind wir in England gar nicht so erregt und wild, wie es den Anschein hat. Man hat nur den theologischen Ungeheimen ein neues Fuß hingeworfen, das sie sich einander zuwerfen und an dem sie sich den Rücken reiben können.

Der eine der Herren, der das junge Mädchen bisher bewundernd angeschaut, erhob sich unwillich. „Ich bitte doch, hier eine Dame nicht zu beleidigen!“

Seine Begleiter standen gleichfalls auf. „Wir empfehlen uns, Herr Pastor.“

Die Oberin erhielt eine stumm, steife Verbeugung. — — —

Hanne Revles Tod versetzte alle Gemüter in Aufregung. „Das kommt davon, wenn man einen Neuen die Krankenpflege überläßt“, erklärte Fräulein Gade. „Die Hanne war recht kräftig. Aber wenn Herr Doktor nicht rechtzeitig gerufen wird!“

Schwester Jena weinte, daß in ihrem Saal einer ohne die Segnungen der Kirche gestorben.

Die verschüchterte, kleine Pflegerin half beim Kränzebinden für die Hanne, und sie dachte: „Die hat's gut.“

Die „Neue“ aber, die nach dem Glauben sämtlicher Anstaltsinsassen an ganzen Unglück schuld war, durfte nun — fern von Madrid — über ihre Sünden nachdenken.

Vorläufig sah sie im Wartezimmer des Vorortbahnhofes und hielt die Hände eines kleinen Bauernweibchens, dem die Tränen über das runzlige Gesicht flossen, in den ihren.

Sie mußte doch Hannes Ritter die letzten Grüße der armen Toten ausrichten!

Spiritistenblödsinn.

Wenn man allen Verunglimpfungen nachgehen wollte, mit denen eine unfähige Sorte von Gegnern das Andenken großer Männer heimsucht, so läte man jenen Großen damit den geringsten Gefallen. Es kann ihrem Namen wirklich nichts schaden, wenn sie nach ihrem Tode von Leuten angegriffen werden, die sie zu ihren Lebzeiten so wenig beachtet, als sie es verdienten. Welchen Wert weiter reißt und seinen Schöpfer überlebend sich als wackrig lebendig erweist, für den sind posthume Beschimpfungen nicht viel mehr als Nebengeräusche, wie sie auch bei der besten Maschine unermesslich sind. Manchmal aber verbindet sich die Dummheit doch so eng und widerlich mit der Geschmacklosigkeit, daß man das Ergebnis dieser Verbindung tiefer hängen muß, damit die Kampfsart dieser Gegner nicht ganz in Vergessenheit gerät. Selbst könnte am Ende doch noch irgend jemand auf den Gedanken kommen, die Erzeugnisse dieser Herren hätten mit geistigen Hervorbringungen etwas zu tun.

Wir geben hiermit der Öffentlichkeit, soweit sie nicht aus Redakteur, Drucker und Verleger des vorzustellenden Blattes besteht, zum ersten Male Kenntnis von der Existenz einer Halbmonatschrift, die sich „Wahres Leben“ nennt und die Seelenforschung sowie die höheren geistigen und sittlichen Interessen der Menschheit auf Grundlage spirituellistischer Weltanschauung seit

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Jochimske, hüte di!

Die modernen Stegreifritter sind auf dem Kriegspfade. Einst als es noch keine Gozetten gab, liebten die Spiegelkessel ihre Drohungen dem Fürsten des Gottes Gnaden an die Kammerkellere. Ihre Nachfahren haben es bequemer. Wenn ihnen die Regiererei ihres geliebten Landesbetreters und seines Hausmeiers nicht paßt, veröffentlichen sie ihre Drohungen in der freisonserbativen „Post“. So auch jetzt wieder.

Der Kaugler der gottgegebenen Möglichkeiten und ein anderer — der junge Herr, der sich des „Voll“ wohlwollens erfreut, steht schon vor der Tür — sind den modernen Stegreifrittern seit langem schon ein Dorn im Fleische. Anstatt in der inneren Politikkanonon gegen die verdammten Sozialdemokraten aufzufahren, fängt man jetzt schon an, Hände rüde mit ihnen zu tauschen. Und was man äußere Politik nennt, ist nicht viel besser. Nicht einmal ein Lumpiger Krieg mit England wird gewagt. Aber: Jochimske, hüte di!

Wenn heute der monarchische Gedanke so sehr zurückgetreten und die demokratische Plut so gewaltig angeblüht ist, so liegt dies vor allem an den Persönlichkeiten in den maßgebenden Stellungen. Da muß aufrichtig aber wahr festgestellt werden, daß es an echten Herrschernaturen zurzeit fehlt. Wir denken dabei nicht so sehr an die Könige und Fürsten als an ihre Staatsmänner, die bei der ungeheuren Ausdehnung der Staatsverwaltung die Regierung zu führen haben. Wir möchten uns auch nicht auf das eigene Vaterland beschränken, sondern geben gern zu, daß mit Ausnahme einiger Präsidenten, die die Vereinigten Staaten von Amerika sich erkoren haben, Männer mit echten Herrschertugenden seit Bismarcks Abgang nirgends am Staatsruder gestanden haben. Der Wille zur Macht, die Freude am Kampfe, die Erkenntnis hoher Ziele und die Begeisterung des Eintretens dafür hat besonders in Deutschland nur zu sehr gefehlt. Statt dessen mühten wir nur zu oft einen Kaugel an Zielen, eine Illusion zum Kampfe und das Fehlen jeder Begeisterung für die Erhaltung der bestehenden Zustände feststellen.

Das schied die bis auf die Knochen königstreue „Post“ Herren von Bethmann Hollweg und seinem kaiserlichen Herren als garlen Neujahrstrug. Wenn Herr v. Stumm noch lebte, würde er mit einem Donnerwetter dareinfahren und den „Postesel“ schon anklappen. Denn wie kommt der dazu, Herrschernaturen zurzeit nur in Amerika zu entdecken, wo wir doch unseren Jagos und Fortünar haben. Und dann der junge Herr! Der hat doch das Herrschen studiert!

Jochimske, hüte di!

Kleine Geschenke

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft! So dachte die Zoppoter Stadtverordnetenversammlung und beschloß „mit freudiger Begeisterung“ in geheimer Sitzung den Ankauf einer Villa, die dem Kronprinzenpaare für den Sommeraufenthalt zur Verfügung gestellt werden soll.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft! So dachte die Danziger Drehschleifung und ernannte den Kronprinzen, der außer in Lonn auch als Drehschleifer studierte, zum Ehrenmitglied.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft! So dachte der Kronprinz und hat dem Danziger Magistrat zwecks Verteilung 45 Stück des von ihm verfassten Werkes „Aus meinem Jagdtagebuche“ überwiesen. Solche kleine Geschenke können noch öfter gemacht werden, denn die Auflage wird so bald nicht vergriffen!

Die neue Taktik.

Dem Gewerbeverein christlicher Arbeiter im Saargebiet und in der Pfalz geht es schlecht. Er leidet hoffnungslos an Mitgliederabnahme. Die alte Taktik der Verleumdung und Denunziation freigewerkschaftlich organisierter Arbeiter verfehlt auf die Dauer ihre Wirkung, auch das „Gesundbeten“ der geistlichen Beistände vermag das Stechtum nicht zu beheben. Doch Rot macht erfindertisch! Wie einst die Gänse durch ihr Schreien das Kapitel zettelten, so soll jetzt ein Fräulein Hartmann aus Adin die

15 Jahren zu verzeihen vorgibt. Dieses „Wahre Leben“ einiger Infusionen veröffentlicht den Bericht über eine spiritistische Sitzung, der „Wobels Neue“ überschrieben ist und dessen Toffische die Beteiligten an dieser Sitzung erforderlichweise eidlisch zu erzählen sich bereit erklärten. Es wird darin ganz in dem Stil einer delirierenden Unfähigkeit erzählt, wie sich der Geist Wobels bei einer Sitzung gemeldet habe, wie er die Anwesenden aufs stärkstmögliche erjucht habe, für sein Seelenheil zu beten und schließlich folgendermaßen ein astrales Glaubensbekenntnis abgelagert habe: „Verstehe die suchende Seele nicht! O, was muß ich leiden! Auf allen Wegen kommen sie mir mit drohend erhobenen Händen entgegen und fluchen mir, daß ich zwar für ihr materielles Wohlsorgte, aber ihnen ihr geistiges Teil genommen und sie dadurch unglücklich gemacht habe. Tut Euch zu einem Bunde zusammen und schreit es laut in alle Welt hinaus: Gott lebt! Der kindlich einfache Christenglaube ist die lauter Wahrheit. Ich hoffe, daß das Glockengeläute, welches ich durch Beeinflussung der Reintigen veranstalten ließ, mir von Nutzen sein sollte, aber es hat mir nichts geholfen! Habet Mut und Kraft! Ich will Euch beistehen in dem Kampfe gegen die Zerlehen, die ich verbreitet habe.“

Man könnte an diesem allzu deutlichen Wahnsinn vielleicht vorbeigehen, wenn er von seinem Erzeuger nicht politisch angewendet werden würde. Dieser Herr erzählt nämlich, er habe den Geist Wobels verwarnt, ihm bestrafte, sein posthumes Jammer sei allerdings nur zu begründet, weil er wirklich großes Unheil angerichtet habe, und weil der Name schließlich vorschlägt, diese Selbstanklagen Wobels von allen Kanzeln herab verkünden zu lassen, worauf die von Wobels Zerlehen beeinflusste Welt ein Auroch habe. Eine Art von Christentum schlammiger Sorte, mit dem unangenehmen Zusatz von überfülltem Dilettantismus verunglimpft hier eines Mannes Andenken, das Millionen das Teufelste und Schmutzigste ist.

Natürlich wird selbst in konserverbaten Hirnen eine Ahnung davon leben, daß man einen solchen Blödsinn politisch nicht verwenden kann. Sie werden, wenn auch schweren Herzens, auf dieses Agitationsmaterial verzichten, um hinten herum und in ihren geheimen Kontexten um so immer mit dieser „Selbstanklage“ hausieren zu gehen. Daß diese Herren ohne Geist wenigstens den geträumten Geist Wobels auf ihrer Seite haben wollen, kann man verstehen. Dort aber, wo sein wahrer Geist, der Geist seines Werkes lebt, wird man auch solcher Ammenmärchen lachen, selbst wenn ihr Zerreden sich mit dem Klang eines teuren Romens vermischt.

Wir verstehen besser Geister zu zittern, die sich von denen des Zauberlehrlings dadurch unterscheiden, daß nicht wir, sondern unsere Gegner sie nicht mehr loswerden, selbst wenn sie von den Kanzeln ihrer immer mehr sich lesenden Kirchen die gefälligen Ausgeburt ihrer angstvollen Träume herunterrufen.

Christen mit einer neuenbedekten M-Glabbocher Weltanschauung erretten.

Fräulein Hartmann hat's in sich. Eine funkelneleneue Taktik, die sie beim seitigen Anzenaruber nachgelesen hat, empfiehlt sie den saarabischen Frauen und Mädchen. Sie ist Propagandistin für den Streit der Liebe. Zuständig bittet sie in ihren Reden alle Mädchen, ja keinen Bergmann zu heiraten, der nicht Mitglied des christlichen Gewerbevereins ist. Bei den Frauen aber zieht sie schärfere Register: sie sollen keinen Mann ins Schlafzimmer oder gar ins Bett hineinlassen, der einen Wochenbeitrag im Gewerbeverein christlicher Bergarbeiter schuldig ist!

Wenn nun noch zur Streikkontrolle ein Kaplan ans Ehebett gestellt wird, dann werden wohl die liebeslüsternen Schemänner und Junggeheulen den süßen Reizen holder saarabischer Frauen und Jungfrauen noch weniger widerstehen können, als ein Heinrich VIII. von England den schönen Augen einer Anna Bolcu. Und dem Gewerbeverein ist — wenn der Sichebheit Knapp! — geholfen.

Der Scharfmacher Neujahrswunsch.

Da das Sehen nach einem durchgreifenden Justizhausgesetz zurzeit noch unerfüllt bleibt, haben die sächsischen Scharfmacher zum Jahreswechsel nur einen ganz kleinen Wunsch. Ihr Wortführer Dr. Strejemann hat im Auftrage des Verbandes sächsischer Industrieller eine Eingabe an das Ministerium gerichtet, in der gefordert wird, daß bei den 20 Polizeidienstbehörden und der Landgendarmarie Sachsend geeignete Beamte ausgebildet werden, um den örtlichen Polizeibehörden bei Streiks und Ausperrungen zur Verfügung zu stehen. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß die örtlichen Polizeibehörden sich über den Umfang ihrer Befugnisse nicht allenthalben klar seien und daher vielfach geeignete Beamte fehlen, denen die äußerst schwierige Aufgabe der Heberwachung der Streikposten anvertraut werden könne.

Ganz unsere Meinung! So kommt es auch, daß entgegen den gesetzlichen Bestimmungen Streikposten von deutschen Polizeibeamten, die da glauben, dem Unternehmer helfen zu müssen, besetzt und schikaniert werden. Das wollen die sächsischen Industriellen wohl verhindern oder wollen sie eine Ausbildung der Beamten nach Moskiter Russen?

Theater.

Neues Volks-Theater: Der Kaiserjäger. Von Hans Brenner und Hans Oswald. Wenn ein Stück wie diese gegenwärtig im Neuen Volks-Theater zu lebende Landstreicher-Komödie noch nach zehn Jahren fast nichts von der von Anfang an erzielten Realitätswirkung eingebüßt hat, dann muß es doch hoffliche und auch künstlerische Qualitäten von einigem Belang besitzen. So ist es; und die Aufführung hat es erwiesen. Natürlich liegt hier das hoffliche Interesse vor. Denn einmal hat das Volkstheater hier das hoffliche Interesse der allgemeinen Anspornung der Arbeiterklasse eher zu abgenommen; zum anderen Male aber haben die beiden Verfasser der oben genannten Komödie wirkliche Stromertruppen und wirkliche zündende Willensüberzeugungen gegeben, woran selbst gewisse Verwicklungen, sollten sie untergehen eingetreten sein, nicht viel zu ändern vermögen. Alle jene Ungläublichen, ob sie nun aus eigner Verschulden oder sonstige heimtösch geworden sind, nehmen unser Hauptinteresse in Anspruch. Es gibt da verschiedene Gruppen. Schloß werden eigentlich nur wenige. Einen Stromer in Reingehung sozusagen führt uns Hans Oswald in dem ehemaligen Tiroler Kaiserjäger vor, der vor Zeiten Oberkellner in einem feinen Wiener Restaurant war, bis er einem Erzherrn die Bratensoße über die „allerhöchsten Hofen“ schüttete. Er hält nirgends lange aus; er muß wandern, ihn treibt ein Dämon von Hand zu Hand, von Ort zu Ort. Wird dieser Jägermer von einem wackeligen Costerreicher gespielt, der zugleich als vorzüglicher Charakterdarsteller sich erweist, wie es Hans Fellig ist, dann erlebt man eine stehende Trapezkomödie.

Auch die anderen Landstreicher sind gut verzeihen; und mit ihnen die Bauernthypen aus Berlins nächster Umgegend, und nicht zu vergessen der Herr Landrat (Eugen Werner-Nahle). Das Spiel von Stromerwald und Dorfischen dreht sich um zwei bäuerliche Schönen, nämlich um die „mannstolle“ Krugwirtsweibe Marie Weiber und um Anna, des Schulzen Blah von Alt-Lante jugendliche Tochter. Jene hat sich den Kaiserjäger geargelt; diese ist einem der Landstreicher, dem „Komadenater“ (Otto Mantua) ins Gatt gegangen. Esse Wad gibt von jener, als eine der Hauptfiguren, eine erschöpfende Charakteristik, während Toni Willems der Anna als schüchternem Radel und dann als die über die Ehren verliebte Frau des „Kopfschneiders“ gut schauspielerisch gerecht wird. Außerdem sind noch Richard Fellig (Krugwirtsweibe) und Max Schulz (Vorname) zu nennen. Der dritte Akt ist etwas sentimental angelegt. Er wirkt diesmal aber doch herzlich — weil durchweg herzlich gespielt wurde.

Der getränkte Justizrat. Herr Justizrat und Notar Seiff, der bekannte Berliner Rechtsanwalt, hat bei der Direktion des Deutschen Schauspielhauses Einspruch erhoben, daß die von Albert Gaultig in der Rolle „Der zuletzt Loh“ . . .“ dargestellte Figur eines Justizrats und Notars den Namen „Seiff“ führt. Die Direktion hat diesem Einspruch Folge gegeben, trotzdem gerade vor wenigen Tagen der Syndikus des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller in einer ähnlichen Affäre ein obiges Urteil für die Autoren erstritten hat. Die Direktion hat nunmehr den Justizrat Seiff in der Rolle in einen Justizrat Pfeffer umgetauft, nachdem sie sich zuvor davon überzeugt hat, daß ein Anwalt dieses Namens in Berlin nicht existiert.



Engelhardt Malz Bier

mit 11 Raffinade gesüßt

Nach der Arbeit zur Erholung
Nach Krankheiten zur Stärkung
Den Kindern zur Kräftigung

Bis
20. Januar

Inventur-Verkauf

zu außerordentlich billigen Preisen

Ein großer Posten aus guten u. haltbaren Stoffen gefertigte

Winter- und Sommer-

Herren-Anzüge, Ulster, Paletots

zu den Serienpreisen M.	25.-28.-32.-	36.-39.-42.-	45.-48.-54.-	60.-68.-75.-
jetzt	18.00	28.00	38.00	48.00
zum Einheitspreise M.				

Zu ebenfalls bedeutend herabgesetzten Preisen:
Westen, Beinkleider, Lodenjoppen, Pelerinen
Wettermäntel, Pelze und Pelzjoppen

Jünglings- u. Knaben-Kleidung

Änderungen zum Selbstkostenpreis

Leineweber

Berlin C.

Hofstraße 54

Köllnischer Fischmarkt 4:5:6

Fischerstraße 1



Ein Posten **Knaben-
Wasch-Anzüge**
zu den Serienpreisen
bis 5.50 jetzt 1.90
6.50 bis 10.50 ... jetzt 3.90
Sweater u. Sweater-Anzüge
besonders preiswert

Borussia Malzbier

ist ärztlich empfohlen

für Frauen, Kinder u. Reconvalescenten

Borussia
Brauerei
Berlin-
Weißensee

Deutschlands größtes Seiden-
tuchmanufakturgeschäft in der Hofstraße 25,
Privatverkauf ohne Zwischenhandel.
Wäsche, Schneidermeister. 10609

Ziehung schon 13. u. 14. Januar 1914
Arbeiterinnen-
Wohlfahrt-Lotterie
Gesamtwert der Gewinne
33336
Die Hauptgewinne sind
10000
5000
2000
etc. etc.
Alle Gewinne sol. bar zu verzehren.
Originallose 21.- Mk. Porto u. Liste 30 Pf. extra.
11 Lose für 10.- " Nachm. 20 Pf.
5 " " 4.75 " teurer empf.
Lose-Centrale J. Leipziger
Berlin C., Mühlendamm 3.
Engros-Abteilung: Artilleriestr. 35 a.
Wiederverkäufer erhält. höh. Rabatt.

Wohlfahrtslose nur 1 Mark
Ziehung schon 13. u. 14. Januar
Wohlfahrts-Lotterie
für deutsche Arbeiterinnen u. v. Arbeiterinnenwohl
Gesamtgewinnwert:
33336,00 Mk.
dabei solche L. W. Mark:
10000,00
5000,00
usw. usw.
1 Los 1 Mk., Porto und Liste 30 Pf. extra. 5 Lose einschließlich Porto und Liste 5 Mark. 11 Lose 10 Mark. Porto u. Liste 30 Pf. extra. Nachm. ca. 20 Pf. teurer. Postanweisung mit Bestellung kostet bis 5 Mk. nur 10 Pf. Porto.
Empfehle auch zum 22. u. 23. Januar
Rote + Lose à 3,30 M.
Porto und Liste 30 Pf. extra.
10 Lose incl. Porto u. Liste nur 33 Mark.
versendet **EMIL HAASE, BERLIN, Alt-Moabit 84 a,** Hinter der Heilandkirche, kein Laden.



Die Welt in Waffen

Kriege und Kriegsgeschichte der Neuzeit von Hugo Schulz

Mit den besten zeitgenössischen Bildern
60 Hefte à 20 Pf. Jedes Heft ist reich illustriert

Der Verfasser behandelt in seinem Werke die Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts von dem Beginn des polnischen Aufstandes und seiner heldenmütigen Volkskämpfe, die die Polen aus der todbringenden Umarmung des russischen Knutentums befreien sollten, bis zu den jüngsten Ereignissen im Balkan, bei denen zum Entsetzen aller Menschenfreunde die Kriegslurie in all ihrer Scheußlichkeit: Frauenschändung, Ermordung von Greisen und Kindern, seine Wiederauferstehung feierte. Das Werk sollte von jedem nach Aufklärung strebenden Arbeiter gelesen werden. Wir bitten von dem nebenstehenden Bestellschein Gebrauch zu machen.

Der Unterzeichnete bestellt bei der
Hauptexpedition des
„VORWÄRTS“
SW.68, Lindenstr. 69

Die Welt in Waffen

in 60 reich illustrierten Heften zum
Preise von 20 Pfennig wöchentlich
ins Haus zu liefern.

Name: _____
Ort: _____
Wohnung: _____
(Dieser Zettel kann auch der Botenfrau mitgegeben werden.)